

am besten bei politischer Freiheit, Freihandel und allgemeinem Frieden.

Die Politik der Parteien der Besiegten schlug immer mehr die entgegengesetzte Richtung ein. Wollte eine dieser Parteien nicht mitmachen, verlor sie rasch an Einfluss und Anhang. Diese verhängnisvolle Politik hätte das kapitalistische Europa unsehbar völlig zerrütet, wenn nicht gleichzeitig mit ihr das Proletariat erstarkt und ihr nach Möglichkeit Widerstand leistete. Es vertrat dabei immer mehr nicht bloß seine Klasseninteressen, sondern die der Gesamtkultur. Doch vermochte es die verderblichen Wirkungen der neuen kapitalistischen Politik nur zu mildern. Noch vor es nicht stark genug, das drohende Unheil völlig zu verhindern. Dieses brach schließlich herein in der Form des Weltkrieges.

Seider sind Kriege nicht geeignet, ruhige Vernunft zur Herrschaft zu bringen. Sie peitschen die Leidenschaften auf. Bei den besiegten Klassen haben sie die Dummheit und Kurzsichtigkeit noch vermehrt, von der sie schon vor dem Kriege beecelt waren, da sie nur noch nach Sonderinteressen des Augenblicks haschten und für die großen dauernden Interessen der eigenen Gesellschaftsordnung immer blinder wurden.

So sinnlos und gewissenlos der Weltkrieg war, womöglich noch sinnloser und gewissenloser gestalteten sich die Friedensbedingungen, die von den Siegern den Besiegten diktiert wurden. Diese Bedingungen atmeten nicht bloß die ganze furchtbare Brutalität, die das vierjährige Schlachten allenthalben erzeugt hatte, sie waren auch von solcher Unwissenheit und Kurzsichtigkeit eingegeben, daß sie sich als äußerst wirksames Mittel erwiesen, die Welt nicht zur Ruhe kommen und jedes ökonomische Gedeihen zunächst bei den Besiegten, dann aber auch bei den meisten der Sieger nicht wieder aufkommen zu lassen.

Aber auch in die innere Politik der Staaten drang jetzt der Geist der Rohheit und Gewalttätigkeit, der die Bourgeoisie aller Länder schon in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg immer mehr erfüllt hatte. Durch den Weltkrieg, wie durch die brutalen Friedensschlüsse noch ungeheuer verstärkt, erfasste er selbst viele Kreise des Proletariats, denen die Sozialdemokratie vorher in mühevoller Propaganda von Jahrzehnten die frohe Botschaft des Friedens und der Menschlichkeit verkündigt hatte. Unwissenheit und Kurzsichtigkeit wuchsen auch in manchen Schichten der Arbeitenden nach dem Beispiel, das von oben gegeben wurde.

Zu alledem gesellte sich endlose Verzweiflung der Massen, namentlich bei den Besiegten. Nach dem Elend des Krieges versielten sie zunächst dem Elend der Blockade, des Mangels an den notwendigsten Lebensmitteln. Dann dem Elend der Inflation und schließlich dem der Weltkrise. Zuerst gab es Krisen der Sanierung der Währung, dann solche der Rationalisierung und daneben noch wirtschaftliche Störungen durch eine unsinnige Zollpolitik. Selbst ökonomisch notwendige Maßregeln gestalteten sich jetzt zu Krisenursachen, da sie mit jener Unwissenheit und Brutalität durchgeführt wurden, die den oberen Klassen in unserem Zeitalter eigen sind. Zu allen diesen besonderen Krisenursachen, die in Deutschland noch durch die Lasten der Reparationen schmerzvoller gemacht wurden, gesellte sich schließlich eine allgemeine, von Amerika ausgehende Weltkrise. Das alles hat die sozialen Gegensätze furchtbar verschärft, die sich schon in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg immer mehr zugespitzt hatten. Immer unfähiger und verblendeter werden die besiegten Klassen und ihr Anhang, immer größer das Unheil, das sie dort anrichten, wo sie sich durchsetzen, immer stärker ihre Keilung, das Verfaulen des Knorpels durch die brutale Faust weitzumachen.

Wehr noch als vor dem Kriege fällt nach ihm der Sozialdemokratie die große Aufgabe zu, in diesem Schlachthaus die Vernunft zur Geltung zu bringen. Dies zu erreichen wird immer schwerer, je mehr die ökonomische Lage sich verschlechtert und die herrschenden Klassen von früher wieder Courage gewinnen, die unmittelbar nach dem Zusammenbruch, den sie verschuldet hatten, sehr kleinlaut geworden waren.

Je härter damals die Sozialdemokratie, desto mehr wurde der Arbeiterhaß der Besiegenden angestachelt. Kein großer Gedanke, keine umfassende Gesellschaftsauffassung verbindet sie mehr zu einer weiterschauenden gemeinsamen Politik, wie in der Blütezeit des Liberalismus. Sie zerfallen nur noch in Gruppen und Gruppen mit den verschiedensten beschränkten Sonderinteressen lokaler und augenblicklicher Natur. Nur eines ist ihnen gemeinsam, der Haß gegen die Arbeiter.

Unfähig ein positives Programm großer Reformen zu entwerfen, haben sie nur dieses eine rein negative Kennzeichen gemein: das Verlangen, die Arbeiter niederzubalzen. Natürlich bemänteln sie es in ihren Parolen. Sie erklären, sie seien nicht gegen die Arbeiter, sondern nur gegen den Klassenkampf. Aber sie wollen diesen nicht gegenstandslos machen durch Aufhebung der Klassengegensätze — das wäre Sozialismus —, sondern durch Kampfunfähigkeit der Arbeiter, denen alle Mittel genommen werden sollen, sich gegen die Anschläge der Kapitalisten zur Wehr zu setzen. Andererseits erklären sie, nicht gegen die Arbeiter zu sein, sondern nur gegen die Marginalen. Als solchen aber betrachten sie jeden unterrichteten, selbständig denkenden, selbständig organisierten Arbeiter. Allerdings jenen Arbeiter, der sich duckt, und der sich ihnen willenlos unterwirft, den hassen sie nicht.

Jetzt ist ihnen der Kampf nicht zum wenigsten in der ganzen Welt deshalb geschwollen, weil die Weltkrise eine so furchtbare Höhe erreicht hat, daß sie so manchen Arbeiter zwingt, der freien Organisation zu entsagen, so manchen drängt, sich den Ausbeutern zu verkaufen oder seine Kraft in sinnlosen Abenteuern zu verschwenden.

Allenthalben glauben die Gegner des Proletariats, ihre Zeit sei gekommen, ihm wieder die alten Fesseln anzulegen. Von Vapland bis Sizilien spreizt sich der Faschismus. Wo er nicht offen siegen kann, versucht er sich durch ehrlosen Wortbruch in die Staatsgewalt gegen die Arbeiter einzuschleichen.

Wieder einmal ist es ein schwerer Kampf, den wir zu führen haben. Das bedeutet nicht, den Kopf hängen zu lassen, sondern unsere Anstrengungen zu verdoppeln, um der drohenden Niedertracht Herr zu werden.

Die Machtverhältnisse deuten auf ein ziemliches Gleichgewicht der Kräfte des Proletariats und seiner Gegner. Um so wichtiger jeder Sieg auch in dem kleinsten Territorium. Es ist eine allgemeine weltgeschichtliche Tendenz, nicht eine lokale momentane Strömung, gegen die wir zu kämpfen haben. Und so wird auch ein Wahlsieg, wenn wir ihn erringen, Bedeutung für ganz Europa gewinnen.

Scharfer Kurs gegen Putschisten.

Severings Einführungsrede für Polizeipräsident Orzesinski.

Gestern nachmittag fand im Berliner Polizeipräsidentium die Verabschiedung des bisherigen Polizeipräsidenten Jörgiebel statt. Bei dieser Gelegenheit hielt der Minister des Innern Severing eine Ansprache, in der er u. a. folgende bemerkenswerte Ausführungen machte:

Das preussische Staatsministerium hat beschlossen, Sie, Herr Polizeipräsident Jörgiebel, in den einstweiligen Ruhestand zu versetzen. Ich kann Ihnen aber heute schon mitteilen, daß dieser einstweilige Ruhestand nur ein sehr kurzer sein wird, da auch aus dem Kreise des Staatsministeriums der Wunsch unterstrichen worden ist, Ihre Tatkraft der allgemeinen preussischen Verwaltung nicht lange vorzuenthalten. Sie werden recht bald einen Posten einnehmen, der Ihren Fähigkeiten und Neigungen entspricht. Gleichzeitig möchte ich Veranlassung nehmen, Ihnen den Dank des preussischen Staatsministeriums auszusprechen für die Arbeit, die Sie in schwerer Zeit der Stadt Berlin und dem ganzen preussischen Staat geleistet haben.

Es liegt mir ferner ob, Sie, Herr Präsident Orzesinski, in Ihr neues altes Amt einzuführen. Als Sie im Jahre 1925 dieses Amt antraten, habe ich meine Auffassung von den Aufgaben des Polizeipräsidenten schon ausführlich zum Ausdruck gebracht. Was ich damals sagte und was von Ihnen als Programm aufgefaßt wurde, gilt auch heute, nur mit dem Unterschied,

daß wir jetzt unvergleichlich schwerere Zeiten haben.

Jeder wirtschaftliche Niedergang bringt nicht nur wirtschaftliche Not, sondern vermehrt das Verbrechen und in unserer Zeit auch die Gruppen der unzufriedenen Parteien, die glauben, nicht auf dem verfassungsmäßig vorgeschriebenen Wege, sondern mit Gewalt ihre politischen Ziele erreichen zu können. Diese Vermehrung der Verbrecher und Putschisten bringt uns erhöhte und komplizierte Aufgaben. Ich bin überzeugt, Herr Präsident, daß sowohl Ihre Praxis der früheren Jahre wie auch Ihre Erfahrungen im preussischen Ministerium des Innern Ihnen eine Erleichterung bei der Lösung der bevorstehenden Aufgaben bringen werden.

Man hat in diesen Tagen in der Presse von einem scharfen Kurs gesprochen, der in den Personalveränderungen im Ministerium des Innern und im Polizeipräsidentium zum Ausdruck komme. Richtig ist an diesen Erörterungen, daß wir alle in den nächsten Monaten nicht nur unsere Pflicht in hervorragender Weise, sondern mehr als unsere Pflicht tun müssen. Aber wenn man sagt, daß der Kurs heute besonders scharf gesteuert werde, dann hat man dabei ganz bestimmte Tendenzen im Auge. Nach manchen Zeitungsmeinungen sieht es so aus, als ob wir mit besonderer Unnachlässigkeit gegen bestimmte politische Richtungen vorgehen. Aber ich sage hier:

Wer in einer politischen Organisation auf verfassungsmäßigem Boden mit verfassungsmäßigen Mitteln seine Ziele erstrebt, wird von der Polizei nicht nur in Ruhe gelassen, sondern sogar von ihr geschützt werden.

Aber die Aufmerksamkeit und Stofkraft der Polizei wird sich gegen alle diejenigen richten, die nicht mit verfassungsmäßigen Mitteln, sondern unter Gewaltanwendung ihre Ziele erstreben. Diese Elemente sollen allerdings scharf angepaßt werden, und die Schärfe wollen wir nicht in Setzungsartikeln und Versammlungsreden bekanngeben, sondern wir wollen durch die Praxis erweisen, daß wir nicht gesonnen und in der Lage sind, uns den Terror der Straße gefallen zu lassen.

und mit scharfen Mitteln wollen wir diese Störenfriede der öffentlichen Ordnung bekämpfen.

Ich habe von Erörterungen der Presse gesprochen und von Gerüchten, die diese verbreitet hat. Sie wissen, daß ich, da ich aus der Presse komme, für die Zusammenarbeit von Behörde und Presse das größte Verständnis habe und das Zusammengehen von Polizei und Presse für eine absolute Notwendigkeit halte. Ich bin also von dem Verdacht befreit, daß ich vielleicht animos gegen die Presse eingestellt bin. Aber was ich in den letzten Tagen erlebt habe, was mir unterstellt wurde, hat mir doch den Beweis erbracht, daß nicht jede Zeitung in Berlin von ihrer hohen Mission, der Bevölkerung zu dienen, erfüllt ist. Die Sensation regiert die Stunde der Presse, und ich bin der Meinung, daß in dieser Untugend die Behörde der Presse keinen Vorstoß leisten darf.

Ich möchte deshalb an Sie alle die dringende Mahnung richten, Nachrichten an die Presse erst dann herauszugeben, wenn diese Nachrichten Tatsachen erzählen, Pläne aber, die im Interesse der Staatsautorität und des Ansehens der Behörde im Schoß der Verwaltung bleiben müssen, nicht an die Öffentlichkeit zu bringen.

Dadurch würde die Autorität der ganzen Behörde und auch das Ansehen einzelner Beamter erschüttert werden. „Bitte, meine Herren, treten Sie näher!“ Dieses Wort gilt nicht nur für die Presse, sondern für das ganze Publikum. Wir wollen keine Klatschverbreitung sein, aber auch keine Geheimnisträumerei treiben. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, diese Ausführung in diesem Kreise mit besonderem Nachdruck vorzutragen, weil gerade über die Veränderungen in der Abteilung IA die meisten falschen Nachrichten herausgekommen sind. Sorgen Sie, Herr Polizeipräsident Orzesinski, dafür, daß das ganze Polizeipräsidentium, die oberste Polizeibehörde des Deutschen Reiches, nicht nur die Organisationsbezeichnung IA trägt, sondern, daß die Qualifikation „IA“ zutrifft.

Hoovers Niederlage.

Die Krise hilft den „Rassen“ zum Sieg.

New York, 5. November. (Eigener Bericht.)

Die Nationalwahlen zeigen einen ausgesprochenen Triumph der Demokratischen Partei und eine schwere Niederlage der republikanischen Regierungspartei, die hauptsächlich auf den Zusammenbruch der Prohibition und den wirtschaftlichen Niedergang des letzten Jahres zurückzuführen ist. Die Prohibitiongegner gewinnen im Bundestongress beträchtlich, so daß künftige gesetzgeberische Auswirkungen der Antiprohibitionswelle nicht ausgeschlossen sind. Der Wahlausfall bedeutet ein

Nichtaussootum für Hoover und eine außerordentliche Stärkung der kommenden Präsidentschaftskandidatur Roosevelts.

Die Hoover-Regierung sieht sich einer gegnerischen Mehrheit in beiden Häusern gegenüber, die aber in der neuen Zusammensetzung erst in einem Jahr zusammentritt.

Die Zusammenziehung des künftigen Repräsentantenhauses ist nach unvollkommener Zusammenstellung: 188 Demokraten, 180 Republikaner, 68 noch Zweifelhafte, jedoch zum Hauptteil Demokraten. Der Bundesjenat wird wahrscheinlich 46 Demokraten gegen bisher 39 haben, was nicht zu einer absoluten Demokratenmehrheit ausreicht. Man erwartet Zusammenarbeit der unabhängigen republikanischen Senatoren mit den Demokraten. Das würde sämtliche Regierungsgesamnahmen blockieren.

Die Demokraten haben besonders in New York, Illinois, Connecticut und Massachusetts gewonnen. Die New-Yorker Roosevelts-Mehrheit wird auf 800 000 Stimmen beziffert. Die Demokraten haben alle Südstaaten wiedergewonnen, die in den Hoover-Präsidentschaftswahlen an die Republikaner verlorengegangen waren. Die Gouverneurswahlen zeigen eine ähnliche Richtung.

Die sozialistische Stimmenzunahme ist recht befriedigend.

Der New-Yorker sozialistische Gouverneurskandidat Waldmann erhielt knapp 200 000 Stimmen, eine Verdoppelung gegen die vorige Wahl und die stärkste Stimmenzahl seit 1920.

Das neueste Ergebnis.

New York, 5. November.

Nach der um 14 Uhr diesiger Zeit zusammengestellten Uebersicht sind bei den Ergänzungswahlen zum Bundesjenat bisher 13 Republikaner und 20 Demokraten gewählt worden. Zwei Wahlkreise stehen noch aus. Die Zahl der Demokraten im Bundesjenat beläuft sich soweit auf 46, während die Republikaner 47 Sitze und die Farmer- und Arbeiterpartei einen Sitz haben. In das Repräsentantenhaus sind bisher 186 Republikaner und 193 Demokraten gewählt worden. Von den noch ausstehenden 56 Wahlbezirken waren bisher 32 republikanisch vertreten.

Minister Franzen überführt.

Sein Entlastungsversuch vollständig zusammengebrochen.

Braunschweig, 5. November.

In der Fortsetzung der Verhandlung wurde Polizeimajor Heinrichs vom Berliner Polizeipräsidentium vernommen.

Polizeimajor Heinrichs vom Berliner Polizeipräsidentium erklärt, auch auf energisches Vorhalten von Minister Dr. Franzen, daß Minister Dr. Franzen ihn ausdrücklich auf die Immunität des Verhafteten aufmerksam gemacht habe. Daraufhin habe Heinrichs erwidert, daß diese von Franzen behauptete Immunität nicht in diesem Hoß in Frage komme, da der Verhaftete in flagranti ertappt worden sei. Darauf antwortete Minister Dr. Franzen:

„Ich legitimiere den Herrn, den Sie verhaftet haben. Sie haben kein Recht, ihn zu verhaften und festzuhalten.“

Er habe ihn aber trotzdem festhalten müssen, da er nach seiner Dienstanzweisung so handeln mußte.

Nachdem der preussische Landtagsabgeordnete Lohje, der einen Augenblick mit Franzen zusammen auf der Wache am Potsdamer Platz gewesen, aber von Guth nicht gesehen worden ist, weil dieser in einem anderen Zimmer sich aufhielt, vernommen worden war, aber nichts Wesentliches ausagte, wurde der Landtagsabgeordnete Guth vernommen, der den Hoß ausweis zu seiner Legitimation vorgezeigt hatte.

Auf die Frage, was er mit dem Hoß ausweis anfangen wollte, erklärt er, daß er bei der Eröffnung des Reichstags auf Grund

dieses Abgeordnetenausweises der ersten Sitzung auf der Abgeordnetentribüne habe mitmachen wollen und auch mitgenommen habe, da er auf andere Weise nicht mehr habe in den Reichstag hineinkommen können.

Auf die Frage, weshalb er nach seiner Sicherung Minister Dr. Franzen aus einem Bierlokal habe holen lassen, erklärt Guth, er habe ihn rufen lassen, in der Hoffnung, daß Dr. Franzen ihn als den Abgeordneten Lohje legitimieren und ihn aus der unangenehmen Situation befreien werde.

Auf Vorhaltung muß Guth zugeben, daß er in dem Protokoll seiner Vernehmung vor dem Berliner Polizeipräsidenten erklärt und diese Erklärung unterschrieben habe, Franzen habe ihn als den Abg. Lohje an der Polizeiwache identifiziert. Da seine heutigen Aussagen anders lauten, wird er vom Gericht darauf aufmerksam gemacht. Er gibt zu, unter dem Druck der Verhältnisse die protokolllischen Aussagen unterschrieben zu haben, obwohl die Polizei nicht das, was er gesagt habe, zu Protokoll genommen habe, sondern ganz andere Tatsachen.

Dr. Jaipke stellt die Frage, ob er sich über die zu machenden Aussagen vorher mit irgend jemandem verabredet habe, was Guth bestritt. Er gibt aber zu, daß er mit Lohje zusammen nach Braunschweig gefahren sei und daß man sich eingehend über den bevorstehenden Prosch unterhalten hätte. Er gibt

ferner zu, daß er mit dem Rechtsanwalt des Antragstellers über die Aussagen korrespondiert habe.

Die Vernehmung der Zeugen Thormählen und Meyer-Quadde, zweier nationalsozialistischer Reichstagsabgeordneter, ergibt keine neuen Momente, da sie nur darüber auszusagen sollen, was Dr. Franzen nach der Rückkehr von der Polizeiwache ihnen über die Vorgänge erzählt habe.

Dann wird von Anklageseite gebeten, den Polizeihauptmann a. D. Wigge zu vernehmen, der über die Glaubwürdigkeit des Polizeimajors Heinrichs Angaben machen soll.

Rechtsbeistand Dr. Jasper erklärt dazu, daß die Gegenseite verusche, die gesamten Berliner Polizeibeamten zu verdächtigen.

Dann betritt Polizeihauptmann a. D. Wigge den Saal. Er grüßt mit dem Faschistengruß.

R.-A. Dr. Jasper macht darauf aufmerksam, daß Wigge den Gerichtshof mit dem Faschistengruße begrüßt habe und daß dieses der Mann sein solle, der ein objektives Urteil über die Glaubwürdigkeit anderer abzugeben habe.

Der Vorsitzende erklärt, er habe gehört, daß Polizeimajor Heinrichs von den Zuhörern belästigt worden sei. Er mahne die Zuhörer, derartige Handlungen nicht noch einmal auszuführen, da sie bei nochmaligem Vorkommen solcher Belästigungen den Saal verlassen müßten.

Polizeimajor Heinrichs gibt an, daß man ihn im Saale als Berliner Schulsänger bezeichnet habe.

Das Gericht zieht sich nunmehr zur Beratung darüber zurück, ob Polizeihauptmann a. D. Wigge gehört werden soll. Nach kurzer Beratung erklärt der Vorsitzende, daß das Gericht beschloßen habe, den Zeugen Wigge nicht zu vernehmen, weil es seine Aussagen nicht für erheblich hält.

Nunmehr vernimmt das Gericht Regierungsdirektor Dr. Schoch. Er verliest die Protokolle über die Vernehmung Guths. Am 13. Oktober ist Guth mit Lohse in Berlin in einem Lokal gewesen und hat mit ihm zusammen gefessen.

Lohse hat dann beim Weggehen einige Zeitungen und seinen Fahrtausweis liegen gelassen.

Guth hat sowohl die Karte, wie auch die Zeitungen an sich genommen. Im Lokal habe Guth ausgefragt, daß er nicht an den Ausschreitungen beteiligt gewesen sei. Er habe zu einem Viehverkauf in Berlin gewechselt und brauchte den Erlös dringend. Die Fahrkarte des Abg. Lohse habe er nicht benutzt. Er, Guth, bat um seine baldige Entlassung.

In dem anderen Protokoll des Kriminalkommissars Meyer ist die Rede davon, daß Guth sein Bild in Lohses Ausweis gezeigt habe und mit mehreren anderen ihm unbekanntem Abgeordneten umhergegangen in den Reichstag gelangt sei. Später sei Guth in der Nähe des Reichstages spazieren gegangen und dabei von einem Schupoangetreten angehalten worden. Guth habe dem Beamten unruhig gefordert, daß er ihn aus dem Reichstag lasse.

Auf der Wache am Potsdamer Platz habe Minister Dr. Franzen gesagt, daß der Festgenommene der Abgeordnete Lohse sei.

Auch Polizeimajor Heinrichs gegenüber habe Franzen das gleiche behauptet. Später habe der Minister zu Guth gesagt: „Es ist doch besser, wenn wir die Wahrheit sagen.“ Wachtmeister Winkler hat Guth zwangsgestellt und ihn in der Nähe des Potsdamer Platzes wegen Verletzung der Banneinweisung festgenommen. Der festgenommene Wachtmeister habe auch gehört, daß Franzen den Guth als den Abgeordneten Lohse bezeichnet habe. Polizeiwachtmeister Wipert habe nach dem Protokoll behauptet, daß er ebenfalls hörte, wie auf wiederholte Fragen Dr. Franzen den festgenommenen Guth als Abgeordneten Lohse hinstellte. Guth habe dazu immer geschwiegen. Als die Einlieferung Guths von Polizeimajor Heinrichs angeordnet worden sei, habe Dr. Franzen gesagt: „Der Verhaftete ist doch immun!“

Der Vorsitzende erklärt nun, daß das Gericht von einer eidesstattlichen Versicherung aller Zeugen abschließend Abstand nehmen wolle, da es überzeugt sei, daß die Zeugen auch in diesem Falle nichts anderes ausgesagt hätten.

Nach zweistündiger Pause begann R.-A. Dr. Buxtenbach seine Ausführungen, die fast ausschließlich juristischer Natur waren.

Dr. Jasper erklärte: der Kernpunkt der Verhandlung sei, ob eine Zeitung das Recht habe, die Wahrheit zu sagen.

Es sei festzustellen, ob sich Dr. Franzen so verhalten habe, wie die protokolllarischen Aussagen und Darstellungen es berichten oder wie es Dr. Franzen in verschiedenen Versammlungen geschildert habe. Es könne einer Zeitung nicht verboten werden, die Wahrheit zu sagen und es komme darum darauf an, was die Wahrheit sei. Die vom Antragsteller aufgetragenen Zeugen wären gar keine Augenzeugen gewesen, sie hätten auf Grund von Hörensagen ihre Aussagen gemacht.

Nach mehrfacher Replik und Duplik der Anwälte fehle das Gericht den Termin der Urteilsverkündung auf den 17. November fest.

Herr Alfred Rosenberg.

Was hat er während des Krieges getan?

Herr Alfred Rosenberg, Chefredakteur des „Völkischen Beobachters“ und R. d. R. von Hitlers Gnaden sendet uns eine Berichtigung, in der es heißt:

Unwahr ist, daß ich den Weltkrieg als Russe in Paris verbracht habe; wahr ist vielmehr, daß ich Architektur an der Rigaer Technischen Hochschule studierte und weder während noch nach dem Kriege in Paris gewesen bin.

Unwahr ist, daß ich mich horinmäßig geweht hätte, mich von diesem Vorwurf reinzuwaschen; wahr ist vielmehr, daß ich bereits am 12. September 1930 in Nr. 217 des „Völkischen Beobachters“ den Anwurf richtiggestellt habe.

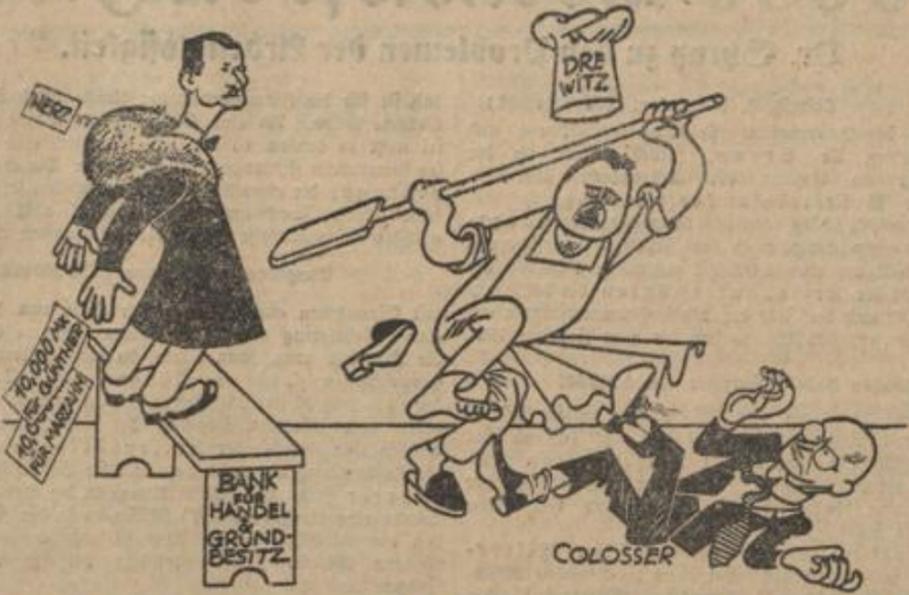
Unwahr ist, daß ich zu irgendeiner Zeit für die Enterte gemittelt hätte.

Wir fragen: hat Herr Rosenberg auch seinem Parteifreund Goehring eine Berichtigung geschickt? Am 10. August 1930 war in der Zeitung der „Nationalen Sozialist“, die Herr Otto Stroger herausgibt, das folgende zu lesen:

„Wir erinnern uns nämlich, wie Herr Goehring vor noch nicht allzu langer Zeit am Tisch der Reichstagsfraktion den Herrn Rosenberg sehr wenig schmeichelhaft beurteilte und mit der allseits verblüffenden Aufforderung schloß: „Der Herr soll nur endlich sagen, was er während des Krieges in Paris getan hat!“

Hat Herr Rosenberg ein Verbot gegen Herrn Goehring eingeleitet? Was sagt man dazu, daß Herr Rosenberg, der jetzt eine Politik der Kriegsvorbereitung betreibt, während des Weltkriegs — Architektur studiert hat?

Krach in der Wirtschaftspartei.



Bädermeyer Drewitz lobt, Colosser stürzen, und Ladendorffs Bank sucht vergeblich „Anhalt“.

Alsdorf und Neurode.

Der Landtag bespricht das Bergarbeiterschiicksal.

Der Preussische Landtag stand am Mittwoch im Zeichen der Aussprache über die großen Grubentatastrophen von Neurode und Alsdorf. Auf der Tagesordnung standen die sozialdemokratischen Anfragen über das Unglück von Neurode und über das Unglück von Alsdorf.

Die sozialdemokratische Anfrage über das Alsdorfer Unglück begründete Abgeordneter Fries-Köln. Was er zu sagen hatte, war kurz, aber es war eine furchtbare Anklage gegen ein System, das sich am sprechendsten selbst charakterisiert durch die „Deutsche Bergwerkszeitung“, die den erschütternden Altsidoren unmittelbar nach dem entsetzlichen Unglück die „beruhigende“ Mitteilung machte, daß auch künftig der Profit nicht gefährdet ist, daß dank der Verbindung mit dem ausländischen Kapital bei der betreffenden Grube eine Dividende von 14 Proz. bis 1942 gesichert ist.

Mit scharfen Worten geißelte der Redner das schon so oft kritisierte Antreibersystem, das namentlich bei dem Schweißer Bergbauereis in Blüte steht, ein Unternehmen, das sich den Arbeitern, Angestellten und technischen Beamten gegenüber seit jeher durch eine besonders antisoziale Haltung ausgezeichnet hat.

Abg. Franz-Oberstiefen (Soz.) begründete die Anfrage seiner Fraktion über das Grubenglück in Neurode. Auch diese Katastrophe zeige, daß an der Grubensicherung noch immer viel zu viel gelappt wird.

Die Anfragen wurden durch Ministerialrat Käther vom Handelsministerium beantwortet. Daraus geht hervor, daß der Kohlenfureausbruch in Neurode der größte gewesen ist, der sich ohne Anzeichen im niederrheinischen Bezirk ereignete. Die Ursachen der Alsdorfer Katastrophe sind bis heute noch nicht festgestellt.

Auch Handelsminister Dr. Schreiber antwortete in kurzen Ausführungen auf die Anfragen. Es sei unmöglich, namentlich ohne Klärung der Ursachen, für solche Unglücksfälle, die man nur mit einem Naturereignis vergleichen könne, schon jetzt Einzelpersonen oder die Behörden verantwortlich zu machen.

Die Aussprache wird am Donnerstag fortgesetzt. Außerdem stehen auf der Tagesordnung die Abstimmungen über die Mißtrauensanträge gegen Innenminister Seering.

Neuer Panamaskandal.

Ein Lardieu-Minister beteiligt.

Paris, 5. November (Eigenbericht).

Die Regierung Lardieu, die in ihrer Antrittserklärung dem Lande eine unerhörte Prosperität verhießen hatte, scheint jetzt jenen Börsensturz zum Opfer fallen zu sollen, der seit einer Woche die Finanzwelt in Atem hält. Vor einigen Tagen geriet die Banque Dustric, eine ungeheuer geschäftstüchtige Spekulationsbank, die sich während der Frankensinfation mit rücksichtslosen Mitteln einen Platz an der Börse zu verschaffen verstanden hat, in Schwierigkeiten. Vergeblich versuchte Finanzminister Regnaud mit den Grubebanken eine Stützungsaktion zu vereinbaren. Als seine Bemühungen erfolglos blieben, ließ er die Kurse aller von der Banque Dustric beherrschten Börsenwerte sinken. So konnte er durch Unterbindung jeglichen Geschäftes die Bank Dustric notdürftig über Wasser halten, oder eine ganze Reihe anderer Institute, die mit ihr in Geschäftsverbindung standen, brachen durch diesen brutalen Eingriff zusammen. Am Mittwoch stellte sich nun heraus, daß in der Spekulationsbank Dustric nicht nur mehrere Politiker und Senatoren, sondern sogar ein Mitglied der Regierung Lardieu aufschwebende Kompromittiert sind. Dieser Minister, der einst unter Briand schon Finanzminister gewesen ist, soll erst vor einer Woche seinen bezahlten Aufsichtsratsposten bei der Banque Dustric niedergelegt haben. Der Skandal hat selbstverständlich im Parlament ungeheure Entrüstung hervorgerufen und dürfte in den nächsten Tagen im Plenum zur Sprache kommen.

Benesch antwortet Curtius.

Kein Kulturboykott — keine Einmischung!

Prag, 5. November. (Eigenbericht).

Im Außenaustrich des Senats antwortete Außenminister Benesch auf die Rede Dr. Curtius. Er drückte sein Bedauern über die Art aus, in der der Reichsaussenminister die Prager Vorfälle besprochen hat. Benesch sagte, daß Curtius diese Reden nur deshalb tun konnte, weil er über die Ereignisse in Prag und in der Tschechoslowakei unrichtig informiert war. Curtius habe tatsächlich die Aufregung wegen der deutschen Tonsätze als gegen die gesamte deutsche Kultur gerichtet bezeichnet; von einem Kulturboykott könne keine Rede sein. Benesch sagte weiter, daß er die Auslegung über die Rundgebung des Deutschen Theaters zurückweisen müsse, die als das

Beginnen einer extremen Gruppe nicht mit der tschechoslowakischen Volkmeinung identifiziert

werden könne. Das Einschlagen der Fenster am Deutschen Theater sei nur das Werk von Gassenhunden gemein und nicht das des tschechischen Volkes. Die Rundgebung Curtius' über das Deutsche Theater sei in einer Weise vorgetragen worden, daß sie den allgemeinen Eindruck hervorrief, als sollte sie die Durchführung eines bestimmten Einflusses aus dem Ausland in die tschechoslowakischen Innenpolitischen Angelegenheiten bedeuten. In diesen Dingen sind wir mit vollem Recht sehr empfindlich und wir müssen uns dagegen entschieden wehren.

Stegerwald eingeladen.

Zweite Novemberhälfte in London.

Die bereits angekündigte Einladung des Reichsarbeitsministers zu Besprechungen mit der britischen Regierung ist in Berlin eingetroffen. Die Besprechung soll alsbald nach dem 15. November in London beginnen. Die englische Regierung hat die Erörterung gewisser Schwierigkeiten vorgeschlagen, die der Durchführung des Washingtoner Achtstundentagabkommens entgegenstehen, sowie die auf der letzten Arbeitsanfertigung gescheiterte und für die nächste Konferenz wieder zu erörternde internationale Regelung der Arbeitszeitfrage im Kohlenbergbau. Deutschland hat angetregt, über die Durchführung der internationalen Übereinkommen zum Schutz der Hafenarbeiter zu sprechen. Erörterung der Verhandlungen auf Fragen der Kohlenwirtschaft ist bisher nicht angetregt worden.

Dr. Ernst Heinig.

Im Krematorium Wilmersdorf fand am Mittwoch die Einäschung des Geheimen Justizrats Dr. Ernst Heinig statt, des Führers der Berliner Anwaltschaft. Er war ein Mann nicht nur von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, sondern auch von seltenen Charaktereigenschaften, die ihm jahrzehntelang eine fast einzigartige Stellung innerhalb der Anwaltschaft gesichert haben. Er galt als eine unbestrittene Autorität. Zu der Feier hat das preussische Justizministerium den Staatssekretär Dr. Häflicher entsandt, es waren die Spitzen der juristischen Wissenschaft und der Anwaltschaft fast vollständig versammelt. Wir wollen an dieser Stelle gedenken, daß Heinig, dessen Gebiet sonst ausschließlich das Zivilrecht war, und der als bürgerlich liberaler Mann der Sozialdemokratie durchaus fern stand, dennoch während des Krieges bereitwillig die Strafrechtspflege für einen unserer Redakteure übernommen hat, als der „Vorwärts“ in Verbindung mit dem Munitionarbeiterstreik vom Januar 1918 unter Landesverratsanklage stand.

Ueber die Reform des juristischen Studiums in Preußen sprechen in der Vereinigung sozialdemokratischer Juristen am Donnerstag, dem 6. November 1930, 20 Uhr, im Ebenhofsaal des „Reingold“, Potsdamer Straße 3: Ministerialrat Genosse Walter Lande vom Volksbildungsministerium und Referendar Genosse Dr. Heinz Ollendorff vom Vorstand der sozialistischen Studentenschaft.

Luigi Facta gestorben. 69 Jahre alt ist in Paris der Mann gestorben, der Italiens Ministerpräsident war, als die Faschisten sich des Staates bemächtigten. Das hätte er verhindern können; ob er es aus Vertrauenslosigkeit und Schwäche unterlassen hat, oder weil Mussolini und Victor Emanuel es nicht wollten, das ist noch aufzuklären.

Bruderkrieg... Während der Beerdigung des sozialistischen Arbeitersekretärs in Madrid, der kürzlich von den Syndikalisten erschossen wurde, kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen den den Trauerzug begleitenden sozialistischen und landtätigen Arbeitern. Die beiden feindlichen Parteien bewarfen sich mit Steinen, wobei auch vereinzelt Pistolenschüsse fielen.

Der Mandatswechsel in der Staatspartei. An Stelle des Abgeordneten Erich Koch-Besler, der sein Mandat niedergelegt hat, tritt der Schriftsteller Dr. Josef Winkub-Berlin (Deutsche Staatspartei) in den Reichstag ein.

4 200 000 Arbeitslose bis Februar!

Dr. Syrup zu den Problemen der Arbeitslosigkeit.

Leipzig, 5. November. (Eigenbericht.)

Der Präsident der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, Dr. Syrup, sprach gestern an der Universität Leipzig im Institut für Arbeitsrecht über die Probleme der Arbeitslosenversicherung.

Bei der Reichsanstalt schätze man das Anwachsen der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung bis zum Februar 1931 auf etwa 2 600 000 gegenüber 1 493 000 am 15. Oktober, die Zahl der Krisenunterstützten bis dahin auf 750 000 (jezt 500 000) und die Zahl der Wohlfahrtsunterstützten auf 800 000 bis 900 000 (jezt 600 000), so daß bis zum Februar 1931 mit einer

voraussichtlichen Arbeitslosenziffer von 4 200 000

zu rechnen sei. Bei Beiträgen von 3 1/2 Proz. könnten 900 000 Hauptunterstützungsempfänger unterstützt werden, so daß es von vornherein selbstverständlich war, daß in Krisenzeiten Zuschüsse geleistet werden müßten. 1928, vor Schaffung der Arbeitslosenversicherung, haben Reich, Länder und Gemeinden 700 Millionen Mark aufbringen müssen.

Eine territoriale oder berufsmäßige Risikoverteilung sei unüberwindlich. Bei einer territorialen Risikoverteilung würde sich für Sachsen Nordmark und Rheinland für das Jahr 1929 eine Beitragshöhe von 4,7 Proz., für Westfalen und Süddeutschland von 3,3 Proz., für Bayern von 5,7 Proz., für Schlesien von 6,9 Proz., für Pommern von 7,4 Proz. und für Ostpreußen von 8,8 Proz. notwendig gemacht haben. Für 1930 wären die entsprechenden Zahlen für Sachsen 7,2 Proz., Schlesien 9,5 Proz., Pommern 9,7 Proz. und Ostpreußen 11,9 Proz. Der Finanzausgleich würde sich also zugunsten der ausgesprochen agrarischen Ostprovinzen aus. Präsident Syrup wandte sich gegen die leichtfertige Art, mit der in der Presse und in politischen Debatten von den

logenannten Mißständen in der Arbeitslosenversicherung gesprochen werde. Die Zahl der vorgekommenen Fälle sei so gering,

daß sie für die Finanzierung der Reichsanstalt überhaupt nicht ins Gewicht fallen. An eine Senkung der Unterstützungssätze sei nicht zu denken, da diese im Endeffekt eine Ueberwälzung auf die kommunale Fürsorge bedeuten würde. Die Bedürftigkeitsprüfung, die eigentlich sowieso vorhanden sei, noch auszudehnen, habe keinen Zweck und solle finanziell nicht ins Gewicht. Im nächsten Haushaltsjahr rechnet die Reichsanstalt mit

Ausgaben in Höhe von 1 790 000 000 Mark,

mit Einnahmen aus Beiträgen in Höhe von 1 716 000 000, somit einem Fehlbetrag von 74 Millionen. Sperre die Reichsregierung die Zuschüsse ganz, dann bliebe, da eine weitere Beitragserhöhung ausgeschlossen sei, nur eine Kürzung der Unterstützungsdauer von 26 auf 24 Wochen. Man erwäge auch den Gedanken einer noch stärkeren Kürzung der Unterstützungsdauer, um die Arbeitslosen schneller der Krisenfürsorge zuzuführen, für die die Aufwendungen geringer und die Bedürftigkeitsanforderungen schärfer sind. Auf 100 Millionen in der Arbeitslosenversicherung komme eine Ausgabe von 75 Millionen in der Krisenfürsorge. Mit den voraussichtlich für die Krisenfürsorge aufzubringenden Mitteln könnten 800 000 Krisenunterstützte versorgt werden. Zu den Fragen der

produktiven Erwerbslosenfürsorge, der Arbeitsdienstpflicht und der Arbeitspflicht

verhielt sich Syrup ablehnend oder doch sehr skeptisch. Die Ausgaben würden so hoch werden, daß die Arbeitslosenversicherung immer noch rentabler sei. Ähnlich verhielt sich Dr. Syrup gegenüber dem Vorschlage der Einführung eines neunten Schuljahres.

Eine ernsthafte Diskussion verdiene die Frage der Kürzung der Arbeitszeit. Man müsse aber mit Vorsicht vorgehen und eine schematische Behandlung der Wirtschaft vermeiden. Die Gewerkschaften hätten bisher großes Verständnis für die Schwierigkeiten dieser Probleme gezeigt.

nis" sei aber doch ein unerwartlicher Zufall. Damit erzielte der Bockere einen vollen Heiterkeitserfolg.

Da die Firma einen Lohnanspruch für die Zeit nach dem 14. Oktober bestreitet, da K. mit in den Streit eingetreten sei, stand Ruchenski vor der Frage, ob er sich dem Streit angeschlossen habe. Er sagte nicht ja und sagte nicht nein und vollführte einen richtigen Cierjak.

Das Arbeitsgericht billigte ihm eine Entschädigung von 99 Mark zu.

Im Falle Bremse wiederholte die Firma ihren Vergleichsvorschlag auf 500 Mark, den Bremse ablehnt. Im Gegenzug zu K. gibt er seine Beteiligung am Streit unumwunden zu. Die Firma wird beurteilt, ihm eine Entschädigung von 139,40 Mark für 2 1/2 Wochen Lohnentgang zu zahlen.

Abbau der Mammuthälter bei Banken

Bei den Banken geht man mit dem Plan um, Gehaltskürzungen für den gesamten Leitungsapparat, vom Vorstand abwärts bis zu den Oberbeamten, wirksam werden zu lassen, deren Ausmaß sich von 5 Proz. bei den geringer bezahlten Oberbeamten bis zu 20 Proz. Kürzung bei den Vorstandsgehaltern bewegen soll. Will man damit eine Kürzung der Gehälter der Tarifangestellten vorbereiten?

Demgegenüber wird im „Deutschen Bankangestellten“, dem Organ des Allgemeinen Verbandes der deutschen Bankangestellten, schon jetzt vor Proportionalen gewarnt. Gewiß sei es zu begrüßen, wenn die Mammuteinkommen der Bankleiter auf ein ihnen Leistungen und der allgemeinen Moral entsprechendes Niveau herabgesetzt werden. Darum kämpfe der Allgemeine Verband bereits seit zwei Jahrzehnten. Eine Senkung der Tarifangestelltengehälter sei etwas ganz anderes als die Kürzung von Einkommen, die bis zu dem Dreihundertfachen dessen gehen, mit dem der kleine Bankangestellte sein Leben fristen müsse. Was oben gerecht, billig und notwendig sei, werde unten zur schreienden Unge rechtigkeit. Derartige Herausforderungen werde die Bankangestelltenchaft jedenfalls nicht kampfslos hinnehmen. Der Belegschaftsabbau habe bereits genug Zündstoff geschaffen. Ein Gehaltsabbau, wie ihn die Bankleitungen anscheinend erstreben, müsse eine Explosion hervorrufen.

Fritz Müntner 60 Jahre.

Der Vorsitzende des Gesamtverbandes, Genosse Fritz Müntner, feiert am heutigen Tage seinen 60. Geburtstag. 1890 trat er seiner Berufsorganisation bei. Genosse Müntner war bald einer der eifrigsten und erfolgreichsten Agitatoren. 1902 wurde er zum Angehörigen der Ortskrankenkasse der Sattler gewählt. Der Verbandstag der Sattler wählte ihn 1906 zum Hauptkassierer und drei Jahre später zum Redakteur.

Im Jahre 1911 trat Müntner dann als Gauleiter (Leipzig) in die Dienste des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Die Berliner Filiale des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter wählte Müntner im Jahre 1914 zum ersten Beauftragten. In der schweren Zeit des Weltkrieges war Müntner mit einer Fülle besonderer Aufgaben betraut für die gesamte Berliner Arbeiterchaft im Ortsauschutz sowie im Ernährungs-ausschutz, der bekanntlich eine eminent wichtige Rolle spielte. Auf dem Nürnberger Verbandstag 1919 wurde Müntner zum zweiten Vorsitzenden des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter gewählt. Ein Jahr später wurde er erster Vorsitzender. Die glänzende Aufwärtsentwicklung des Verbandes auf fast 200 000 Mitglieder bis zur Verflechtung mit dem Gesamtverband Ende 1929, hat er an dieser Stelle wesentlich fördern können. Mit dem Genossen Schumann steht Müntner heute an der Spitze des Gesamtverbandes der 700 000. Außerdem ist er internationaler Sekretär des Personals der öffentlichen Betriebe.

Genosse Müntner hat auch, soweit es seine Zeit eben zuließ, sich in unserer Partei nach Kräften durch Vorträge und Agitation betätigt. Mehrere Jahre war er Stadtverordneter und später Stadtrat im Bezirk Friedrichshain, bis er vier Jahren nach Johannisthal übersiedelte.

Wir beschließen unseren Jubilar zum heutigen Tage. Möge ihm auch weiterhin eine fruchtbringende Tätigkeit in der Arbeiterbewegung beschieden sein.

Achtung, Bauarbeiter! Die Sperre über die Firma Hermann König-Spaundau, Baustraße Dofel Toms Hüfte, Völkersfeld-Str., Berliner Straße und Neu-Weßend, Reichshofstraße, ist hiermit aufgehoben. Die tariflichen Bedingungen sind erfüllt. Baugewerkschaft Berlin, Fachgruppe Stein- und Gipsbau.

Freie Gewerkschafts-Jugend Berlin

Heute, Donnerstag, um 19 1/2 Uhr, togen die Gruppen: Appell: Jugendheim Schönewald, 4. Rotenburger, 14. Rotenburger und die Arbeiterchaft. — Gefundbrunnen: Jugendheim Fote Schule, Rotenburger Straße 2, Heimbefprechung und Lieberabend, Verbandsbuchkontrollen. — Schönewald: Jugendheim Rotenburger Str. 66 (Kreuzerhaus), Heimbefprechung, ohne Gelmausweis und Verbandsbuch kein Zutritt. — Tempelhofer: Jugendheim Tempelhofer Park, 4-6. Heimbefprechung, Vortrag: Die Aufgaben der Jugend. — Moabit: Jugendheim Lehrter Str. 19-10. Heimbefprechung, anschließend Schachabend. — Neukölln: Jugendheim Sauerstr. 44. Vortrag: Etwas von der französischen Fremdenarbeit. — Köpenick: Jugendheim Köpenick an der Bergstraße, Vortrag: Berufswahlfragen und ihre Gefahren. — Schöneberg: 1. Rotenburger, 18. Heimbefprechung. — Zehlendorfer Platz: Jugendheim Diehlstraße 3, Heimbefprechung, Buchkontrollen.

Jugendgruppe des Vertrauensverbandes der Anestellten

Heute, Donnerstag, finden folgende Veranstaltungen statt: Verbandsbuchkontrollen: Jugendheim Sauerstr. 14 (großes Zimmer), Vortrag: Was ist im Gelände? Referent: Wilhelm Krumpholtz. — Döberitz: Jugendheim der Schule Sauerstr. 18. Vortrag: Die Revolution von 1918. Referent: Dr. Max Schmitt. — Tempelhofer: Jugendheim der Schule Wilhelmstraße 58 (Ausgang von der Kreuzstraße in Tempelhofer), Generalprobe für unseren Bundesabend. — Am 9. November findet die nächste Jugendbegegnung der Volkshilfe statt. Karten hierfür sind im Jugendsekretariat erhältlich.

Verantwortlich: Dr. Volpert; Sekretär: Schmitt; Schriftführer: G. Ringelstein; Gewerkschaftsberatung: J. Steinert; Revueleiter: Dr. John Schiffschiff; Vorkurs und Sonstiges: Fritz Ruchenski; Anzeigen: Th. Gluck; Literarisch in Berlin: Berlin; Fortwärts-Perlon G. m. b. H. Berlin; Druck: Fortwärts-Verlag; Berlin; Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW. 68, Lindenstraße 8; Berlin 2; Verlagen und „KrausenKrausen“.

Metallstreif in Bielefeld.

Bisher 1150 im Ausland.

Bielefeld, 5. November. (Eigenbericht.)

Heute ist die Belegschaft der Anker-Werke in Bielefeld in Stärke von etwa 1150 Mann in den Streik getreten. Seit dem 1. Oktober arbeiten die Metallarbeiter in Bielefeld tariflos. Nachdem die Verhandlungen zwischen den Parteien gescheitert waren, wurde der Schlichter für Rheinland-Westfalen angerufen. Doch auch hier kam es nicht zu einer Einigung und auch nicht zu einem Schiedsspruch, da die Abbauforderungen der Unternehmer so erorbitante waren, daß der Schlichter sich ihnen unmöglich anschließen konnte.

Der Konflikt umfaßt sowohl die Löhne, wie die Arbeitszeit, die Ferienfrage und die Affordberechnung. Die Arbeiter haben nunmehr im Anker-Werk die Forderung der Einführung der 44-Stunden-Woche, einer Verbesserung in der Ferienfrage und eine gerechtere Affordberechnung gestellt. Da diese Forderungen abgelehnt wurden, hat die gesamte Belegschaft die Arbeit niedergelegt. In der Bielefelder Metallindustrie werden etwa 13 000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Man muß mit einer Ausdehnung des Konfliktes rechnen.

Konflikt in der Werftindustrie.

Wieder Lohnabbau.

Kiel, 5. November. (Eigenbericht.)

Der allgemeine Kampf um die Löhne droht nunmehr auch die Werftindustrie zu erfassen. So will die Kruppische Germania-Werft beträchtliche Lohnkürzungen durchführen, die zunächst die Affordlöhne treffen und in den Gießereibetrieben nicht weniger als 12 Mark pro Woche ausmachen sollen. Eine Konferenz der Vertrauensleute der Betriebsvertretung der Werft lehnte die geplanten Maßnahmen mit aller Entschiedenheit ab und betonte, eher noch einmal alle gewerkschaftlichen Mittel anzuwenden, als einen derartig unerträglichen Lohnabbau gefallen zu lassen.

Es geht auch ohne Lohnabbau.

Nicht nur in der Uniformlieferungsschneiderei.

Der Reichsverband der Uniformlieferungsfabrikanten hatte das Lohnabkommen zum 15. November gekündigt und eine Lohnkürzung um 8 Proz. beantragt. Die Arbeiterorganisationen forderten daraufhin eine Lohnserhöhung von 5 Proz. und die Höhergruppierung einer Anzahl Stände.

Nach vorausgegangenen Parteiverhandlungen wurde am 3. November vor einem vereinten Schiedsgericht unter Vorsitz des Herrn Regierungsrats Dr. Dohbertstein verhandelt und nach hartnäckigen 14stündigen Beratungen folgendes vereinbart:

„Die Parteien unterwerfen sich von vornherein einem von dem Vorsitzenden der tariflichen Schlichtungsstelle, Herrn Regierungsrat Dr. Dohbertstein, zu fällenden endgültigen und bindenden Schiedsspruch.“

Der nunmehr abgegebene Schiedsspruch lautet:

„Das Lohnabkommen vom 1. Juli 1929 wird über den 15. November 1930 hinaus in unveränderter Form auf ein weiteres Jahr, das heißt also bis zum 15. November 1931, verlängert. Es kann erstmalig am 1. Oktober 1931 gekündigt werden. Wird es zu diesem Zeitpunkt nicht gekündigt, so

läuft es mit sechswöchiger Kündigungsfrist auf unbestimmte Zeit weiter.“

Ferner wurde noch folgende Vereinbarung getroffen:

„Der Reichsarbeitsvertrag für die Uniformlieferungsschneiderei vom 12. März 1926 nebst den Bestimmungen des 2. Nachtrages bleibt unverändert bestehen für die Gültigkeitsdauer des Lohnabkommens mit der Maßgabe, daß die Kündigungsfrist, in diesem Falle abweichend vom § 6, die gleiche ist, die für das Lohnabkommen gilt.“

Inzwischen haben die Uniformschneider und Uniformlieferanten Zeit, um abzuwarten, was bei der fagenhaften Preisabbaugeschichte herauskommt.

Unter falscher Flagge.

Kommunistisches Spaltungsgelbde als „Einheitsverband“.

Die KPD. hat in Berlin einige totgeborene Spalterorganisationen der Metallindustrie aufgezogen. Nun vereint sie die Kräfte zu einem „roten“ Metallarbeiterverband und kommandiert die kommunistischen Kräfte dazu. Der Kampf ist ja vorbei, der Kampf kann also beginnen.

Damit niemand im Zweifel ist: Mit der Gründung des „revolutionären“ Verbändchens verschwindet auch aus der „Rollen-Tabelle“ die Beilage „Streikzeitung der Metallarbeiter“. Kämpfe führen, das können eben nur die „Verräter“.

RGD-Liquidation bei Lindström.

Der letzte Akt vor dem Arbeitsgericht.

Bei der Firma Lindström hatten die „Revolutionäre“ Bremse und Ruchenski als Vorsitzende des Arbeiterrats Gelegenheit, zu zeigen was sie können. Da sie jedoch unentwegt die kommunistischen Parolen verfolgten, konnten sie nicht die Interessen der Arbeiterschaft wahrnehmen. Vor die Frage gestellt: Kurzarbeit oder Entlassungen, lehnten sie Kurzarbeit ohne Lohnausgleich ab, unbedünnet um das Schicksal der Entlassenen. Die „Reformisten“ wachten dem „revolutionären“ Treiben ein Ende. Sie verhinderten die Entlassung von 120 Mann und wählten neue Vorsitzende in den Betriebsrat.

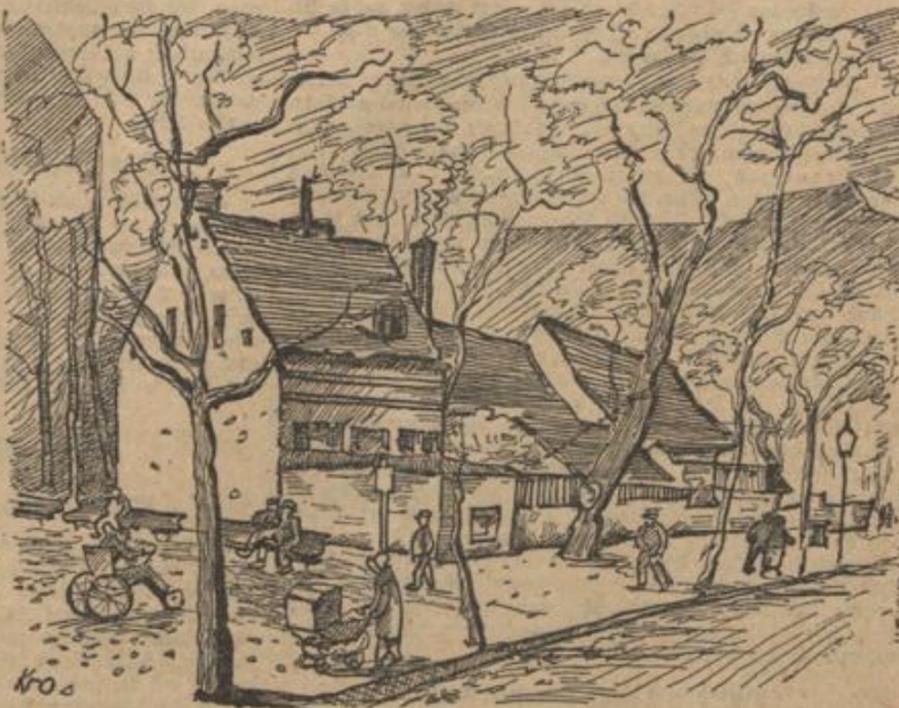
Den „reformistischen“ Betriebsräten sollte deshalb „die Maske vom Gesicht gerissen“ werden. Bei diesem Geschäft erlitten jedoch Bremse und Ruchenski einen Betriebsunfall; sie wurden fristlos entlassen. Eine „Protestaktion“ fiel ins Wasser.

Die Entlassenen lagten — ohne den Betriebsrat anzurufen — auf Weiterbeschäftigung und Fortzahlung ihres Lohnes. Einen Vergleichsvorschlag der Firma auf Zahlung von 500 Mark lehnten sie ab. Nach im Kammertermin lehnte Ruchenski eine Entschädigung in Höhe eines Monatsverdienstes ab. Er habe zu seiner Entlassung keinen Anlaß gegeben. Der Vertreter der Firma begründet die Entlassung damit, daß K. als Mitglied des Betriebsrats in einer Betriebsversammlung zum Streik geht, politische Reden gehalten und den Betriebsleiter, Baumeister Rauch, beleidigt habe. Um den neuen Betriebsratsvorsitzenden Wagner zu verdrängen, hatte Ruchenski behauptet, dieser habe mit dem Betriebsleiter zusammen Bier getrunken. K. bestätigte diese „revolutionäre“ Absicht durch seinen Einwand, seine Bemerkung über das Biertrinken sollte keine Beleidigung gegen den Betriebsleiter sein, sie habe sich hauptsächlich gegen den Betriebsratsvorsitzenden gerichtet. Er hat zwar nicht gesehen, daß die von ihm Beschuldigten zusammen Bier getrunken haben, sondern nur durch Hörensagen aufgegriffen. Ein solches — von ihm lediglich behauptetes, keineswegs erwiesenes — „Vertrauensverhältnis“

Millionenfach wird angewandt Traumaplast,
der beliebte Wundverband. Zu haben in Apoth.u.Drog.in Pack.von 20,25 u.30 Pfg.an.

Dorfschmiede in der Weltstadt

Bergstraße Neukölln: Großstadtverkehr, Großstadtbetrieb und Großstadtlärm. Und nur einige hundert Schritte seitwärts liegt unberührt von der Unrast unserer Zeit die Dorfschmiede auf dem Richardplatz. Gerade an sonnigen Herbsttagen strömt diese uralte, einstige Dorfaue einen seltsamen Zauber aus. Das goldgelbe Laub der Kastanien und Rüstern schwebt in müdem Tanz zu Boden und bedeckt den Platz mit einem raschelnden Teppich. Auf blaugestrichenen Bänken sitzen rund um den Kinderspielplatz Invalidenrentner, alte Mütterchen mit weißem Haar und sonstige „kleine Existenzen“. Während die Jugend in der Mitte des Platzes mit lebhaftem Geschrei schnell fortschreitende Sandbauten aufführt, führen die Alten eine in Gebärden und Stimmaufwand recht gemessene Unterhaltung. Ein Blinder mit der typischen, gelben Armbinde diskutiert mit einem gelähmten Alten, der sich selbst im Rollstuhl hierhergebracht hat. Allen sieht man an, wie gern sie die letzte, warme Herbstsonne genießen.



Inmitten dieses Platzes, der von einem bescheidenen Verkehr (meistens Fuhrwerken) umkreist wird, steht grau und still die alte Dorfschmiede; ein Komplex von aneinander geschobenen, recht vermittelten Häuschen, auf deren langgezogenen Dächern das schönste Moos grünt. Auf der einen Seite baut sich der Hof vor, das ganze Anwesen streng mit Steinmauer, Bretterzaun und Stacheldraht nach außen abschließend. Eine mehr als hundertjährige Rüste strebt in schieferm Wuchs nach

außerhalb. Um die Mitte ihres Stammes ist eine lange Kette geschlungen, die sie zu ihrem ursprünglichen Standort bekehren soll. Einige Schritte weiter ragt wie ein Museumsstück mitten am Weg ein mit Eisenklammern zusammengehaltener Holzbock, der noch heute vom Schmied zum Gewindebohren benutzt wird. Tritt man durch die nur angelehnte Brettertür in den Hof, so bietet sich einem als erster Anblick ein riesiger Berg von alten Hufeisen dar. Auch das Innere der schwarzgeräucherten Schmiede steht im Zeichen des Hufeisens. Der Schmied selbst steht in einem Nebengelaß, das ebenfalls bis an die Decke mit sortierten Hufeisen, diese noch neu und ungebraucht, angefüllt ist.

Berliner Kunstwochen 1931.

Rechtzeitige Vorbereiten sind vonnöten.

Wie wir von unterrichteter Seite hören, besteht die Absicht, die Institution der „Berliner Kunstwochen“ im Frühommer 1931 wieder auflieben zu lassen. So sicher wir zur Stunde dringendere Sorgen haben als die Beschäftigung mit künstlerischen Sommerplänen, so ist doch zu sagen, daß mit den Vorbereiten, wenn nicht die Fehler von 1930 wiederholt werden sollen, nicht früh genug begonnen werden kann — nicht früh genug mit der Aufstellung eines künstlerischen Gesamtplanes und mit der Werbung im Ausland.

Es handelt sich um zweierlei: erstens darum, in der Jahreszeit des erfahrungsgemäß flauesten Theater- und Konzertgeschäftes die produktiven Kunstkräfte Berlins zu repräsentativen Höchstleistungen zusammenzufassen. Und zweitens, durch Veranstaltungen außerordentlicher Art den Fremdenzufluß zu beleben. Man wird, um auswärtigen Besuchern etwas Besonderes zu bieten, sich nicht auf die einheimischen Attraktionen zu beschränken haben; aber wenn Berliner Kunst in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt werden soll, müssen vor allem auch die volkstümlichen Elemente viel stärker als bisher im Programm vertreten sein. Die Idee der Kunstwochen war ursprünglich aus den „Berliner Festspielen“ hervorgegangen. An diesen Ursprung darf nichts mehr erinnern. Schon die Ankündigung von Sommerfestspielen müßte heute im Ausland wie in Deutschland eher befremdend, ja verlegend als werdend wirken. Aber wenn es in sachlicher Arbeit gelingt, die künstlerische Aktivität der Reichshauptstadt zugleich im Dienst ihrer wirtschaftlichen Interessen anzuregen und zu steigern, dann könnten diese Kunstwochen gerade auch in schweren Zeiten für uns von Wert sein.

Do X in Amsterdam gelandet.

In 5 1/2 Stunden vom Bodensee zur Zuidersee.

Das Flugschiff Do X (D 1929) ist am gestrigen Mittwochnachmittag um 17 Uhr (16.30 Uhr holländische Zeit) von der holländischen Marineflugstation Schellingwoude an der Zuidersee bei Amsterdam glatt gelandet.

Damit ist der erste Fernflug des Riesenflugschiffes der Dornier-Werke, das bisher das Bodenseegebiet nicht verlassen hatte, in vollem Umfange geglückt. Die Reise des Do X rheinabwärts vollzog sich programmgemäß und ohne jeden Zwischenfall. Um 15.03 Uhr wurde Koblenz, 15.27 Uhr Bonn, wenige Minuten später Köln und um 15.50 Uhr Düsseldorf passiert, wobei die Bordstation jedesmal die Standorte durch Funkprüche meldete. In der holländischen Marineflugstation Schellingwoude bei Amsterdam war man inzwischen durch die Funkprüche von Bord über die Annäherung des Do X unterrichtet, und es wurden alle Vorbereitungen zum Empfang getroffen. Aus Amsterdam waren riesige Scharen Schaustüftiger herbeigezogen, die die Ufer der Zuidersee in der Umgebung des Flughafens dicht besetzt hielten. Hunderte von Wasserfahrzeugen, Dampfjäger, Motorbooten und Seglern kreuzten bei Schellingwoude in Erwartung des deutschen Riesenflugzeuges, so daß die holländischen Strompolizisten scharfe Absperrmaßnahmen treffen mußten, damit eine breite Wasserstraße freigehalten wurde, auf der die Landung erfolgen sollte. Gegen 17 Uhr (mittlereuropäische Zeit), als schon die Dämmerung einsetzte, erdröhte von ferne her, immer mehr anschwellend, der Donner der zwölf Motoren des Dornier-Flugschiffes. Do X erschien in ruhigen sicheren Fluge über der Zuidersee, und nach einer Schelle über Amsterdam erfolgte unter dem ohrenbetäubenden Jubel der Tausende und dem Heulen der Sirenen und Dampfpeifen die glatte Landung in unmittelbarer Nähe des großen Flugboot-Schuppens von Schellingwoude.

Do X hat für die 880 Kilometer lange Strecke vom Bodensee nach Amsterdam rund 5 1/2 Stunden gebraucht, hat also eine Durch-

Dachstuhlbrand in Charlottenburg.

Am Mittwoch wurde die Feuerwehrt nach der Spreestraße 37 in Charlottenburg alarmiert, wo im Dachstuhl des Wohnhauses aus noch unbekannter Ursache Feuer ausgebrochen war. Zwei Löschzüge waren bis in die Mittagsstunden hinein mit den Lösch- und Aufräumungsarbeiten beschäftigt.

In der Villenkolonie Grunewald brach gestern abend kurz nach 18 Uhr in der Caspar-Eheiß-Straße 18 ein Dachstuhlbrand aus, zu dessen Bekämpfung die Wehren von Schmargendorf, Wilmersdorf und zwei Züge aus Berlin anrückten. Das Feuer war in dem als Wohnung ausgebauten Dachstuhl des Gartenhauses entzündet. Die Flammen griffen so schnell um sich, daß die Wehren gleich mit fünf Schlauchleitungen gegen das Feuermeer, das einen weithin sichtbaren Feuerschein verbreitete, vorgehen mußten. Nach mehrstündiger Löschstätigkeit konnten

die Züge gegen 23 Uhr wieder abrücken. Der Schaden ist sehr hoch. Die Entstehungsursache ist noch Gegenstand der polizeilichen Untersuchung.

Raubüberfall in Pankow.

Gestern abend wurde auf die Frau des Kaufmanns Wassner aus Pankow, Amalienpark 3a, ein verwegener Raubüberfall verübt. Frau W. hatte für ihren Mann einige größere Beträge einbezahlt und trug das Geld in einer Aktentasche. Als sie gegen 20 Uhr durch die Wollankstraße ging, stürzte sich in der Nähe des Elisabethriedhofes, einer in den Abendstunden sehr ruhigen Stelle, ein Mann auf sie. Er verfehlte der Frau mehrere Schläge gegen die Brust und entlehnte ihr die Aktentasche. Trotz der Hilferufe der Ackerballen gelang es dem Räuber, der offenbar den Weg über eine freie Baustelle genommen hat, zu entkommen. Die geraubte Tasche enthielt außer 2500 Mark Bargeld zwei Schecks über 1031 Mark sowie ein Bank- und Scheckbuch.

W. Seemann
C. Wöhle
Unternehmer..

Ludwig nahm zwar die Prügel in Empfang. Er hatte aber längst aufgehört, seinem Vater deswegen mit Klagen zu kommen. Nur abends, wenn er in die Halle kroch, rieb er sich heimlich den aufgeschundenen, verbeulten, verströmten Körper. Grün und blau und braun war er an manchen Stellen, alles Zeichen fortgeschrittener Rißhandlung. Ja, der Alte schlug manchmal unarmherzig!

Aber der Junge beschloß, an seinem Beiniger eines Tages furchtbare Rache zu nehmen. Und zwar an dem Tage, an dem er kräftig genug sein würde, den Alten zu überwältigen! Das war wieder ein Gedanke, der ihn das schauerliche Jetzt vergessen ließ und der ihm neue Kraft und neuen Auftrieb gab.

Aushalten! Abwarten! Und ermüdet streckte er seine abgeroderten Knochen auf dem harten Lager aus, und schlief tief und traumlos den Schlaf der Jugend.

Mit den Monaten und Jahren entfremdete sich Ludwig dem Elternhaus immer mehr, trotzdem er doch inmitten seiner Geschwister und dem Vater lebte und Tag für Tag ihre Erlebnisse hörte. Aber ihre Sorgen und ihre Lustigkeiten waren nicht die seinigen. Das alles ging ihn ja gar nichts an. Es führte im Grunde keine Brücke mehr von ihm zu ihnen.

Nun war auch schon sein dritter Bruder, Albert, der Schule entwachen und kam als Lehrling in eine Eisenhandlung. Der künftige Kaufmann tat sehr großspurig zu seinen Geschwistern und schnitt mächtig auf. So mächtig und über alles Maß hinaus, daß Vater Eisermann öfters ein-greifen mußte, um die Großmütigkeit seines Sproßlings zu dämpfen. Im Grunde seines Herzens war er jedoch davon überzeugt, Albert würde ein guter Kaufmann werden. Die erste Grundbedingung kaufmännischen Erfolges war ja, den Kunden einzuseifen, ihn etwas vorzuschwätzen. Demnach mußte sein Albert eine glänzende Zukunft haben!

„Der Junge macht sicher mal sein Glück!“ sagte er vornehmend zu seiner Kundschaft, und erzählte des weitern allen Hausfrauen, die Arbeit brachten, er halte bald Hochzeit.

„Na, viel Glück in der neuen Ehe, Herr Eisermann!“ sagten die Frauen und lachten.

Und bei diesem Weiberlachen zog sich der heiratslustige Schuhmachermeister am Bari und dachte: „Der Teufel lenke sich aus in den Weibern!“

Doch weiteren Gedanken in dieser Richtung enthub er sich meist durch einen Schluck aus dem gläsernen Tröster.

An Vaters Hochzeitstag hatte Ludwig frei. Sein Meister war selbst als Hochzeitsgast zugegen. Als er einige Gläser hinter der Binde hatte, wurde er gesprächig und rühmte Ludwigs Geschicklichkeit.

„Der Junge hat was los, wird bestimmt ein tüchtiger Handwerker werden!“

Das war das erste Lob, das der eingeschüchterte Junge über sich sprechen hörte.

Es klang ihm zwar gut in den Ohren. Aber da erinnerte er sich der vielen Schläge, die ihm dazu verholten hatten, und sofort wurde der meisterliche Lobspruch bedeutungslos. Morgen würde ihn das Vieh ja doch wieder schlagen.

Die neue Mutter trat ihr Amt mit viel Geräusch an. Aber alle ihre Versuche, die jüngeren Kinder in ihre Gewalt zu bekommen, scheiterten, mochten sie noch so gut gemeint sein. Sie vermochte nicht, sich durchzusetzen und sich Respekt zu verschaffen. Sie war und blieb eben die Stiefmutter.

Paul, der Älteste, sah sich die Sache mit der neuen Mutter wie von ungefähr an. Wie man Personen betrachtet, die einem eigentlich gar nichts angehen. Er sagte „Sie“ zu ihr und behandelte sie sehr von oben herab.

Auf ähnliche Art schnappte auch Albert ein, der Kaufmannsstift. Er sagte: „Alles was recht ist, aber die Frau ist mir viel zu jung, als daß ich mir von ihr was sagen ließe!“

Ludwig indes nahm eine neutrale Haltung ein. Er ließ sich zwar ihre Sorglosigkeit gefallen, konnte jedoch keine Symphonie für sie ausbringen.

Die Frau, die sehr unter diesen äußeren und inneren Widerständen litt, klagte ihr Leid dem Manne. Doch auch da fand sie keine Hilfe. Er suchte nur verlegen die Achseln und sagte: „Sieh zu, Maria, wie du mit den Bengeln fertig wirst, ich will nichts davon hören!“

Aber schließlich ermannte er sich doch und warf Paul, als der einmal zu frech wurde, kurzerhand aus dem Hause.

Doch „die andern jungen Leute“, für die dieses Exempel

statuiert worden war, nahmen es sich nicht besonders zu Herzen.

Besonders Albert war nach wie vor von geradezu höhnvoller Beschäftigkeit. Bei jeder Gelegenheit versuchte er, die Stiefmutter zu reizen und zu verwunden. Und es gelang ihm nur zu gut!

Weinend sah die Frau, die in den Bierjahren war, manche Stunde und beklagte ihr bitteres Los.

Der Alte sah selber, daß der Karren von Grund aus verfahren war.

Noch schlimmer wurde es, als ein Jahr später der Stiefmutter ein Mädchen geboren wurde. Da waren die Jungen außer Rand und Band. Jetzt lärmte und trietzte Albert erst recht und zog auch den vierten Bruder, Stephan, auf seine Seite. Der war erst vor kurzem aus der Schule gekommen und vom Vater bei einem Schuhmachermeister in der inneren Stadt in die Lehre gegeben worden. Wenn die beiden da waren, hatte die Stiefmutter die Hölle im Hause.

Unter solch ungunstigen Verhältnissen wuchs Ludwig heran, wurde groß und stark, ein hübscher Junge mit zartem Gesicht und dichten, schwarzen Haaren, die wie Bürsten aufrecht standen. Im stillen gestand er sich ein, daß die Stiefmutter tüchtig und von wirklich rührender Fürsorge war. Aber er konnte ihr keinen freundlichen Blick geben, ihr kein lobendes Wort sagen. Es war noch das Blut seiner Mutter, das alles an ihm wie zugeknürrt hielt.

Vater Eisermann liebte seinen Sohn Ludwig seines stillen Wesens halber besonders; aber manchmal wollte es ihm doch scheinen, als ob der Junge etwas beschränkt wäre. „Doo!“, wie er sagte. Er äußerte diese Befürchtungen auch den Kunden gegenüber die zu ihm in den Laden kamen. Aber die al'o Angeprochenen sagten weder Ja, noch Nein. Das sollten sie auch. Sie kannten ja Ludwig gar nicht.

Ludwig Eisermanns drittes Schicksal ging zu Ende. Wieder einmal hand er wie immer bis spät abends an seiner Hobelbank und arbeitete an einem Schrank, den er noch fertig stellen sollte.

Das Gehäuse war fertig, die Rückwand eingezogen. Er ging eben daran, die Türen in das Gehäuse einzupassen.

Der Junge war übermüdet. Kaum konnte er die Augen noch offen halten bei dem trüben, funkeligen Lampenlicht. Da passierte es ihm, daß er die linke Tür zu kurz riß. Beim Einpassen nachher erwie es sich als zu klein.

(Fortsetzung folgt.)

Schnittgeschwindigkeit von 160 Kilometer in der Stunde gehabt. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Motoren absichtlich nicht voll ausgenutzt, sondern stark gedrosselt worden sind, so daß bei Vollgas noch eine wesentlich bessere Flugzeit erzielt worden wäre. Wie lange das Flugschiff in Amsterdam bleiben wird, steht im Augenblick noch nicht fest. Der Start zur nächsten Etappe nach der englischen Marineflugstation Calshot bei Southampton könnte also frühestens Freitag früh erfolgen, doch lauten die Wettermeldungen für das Kanalgebiet für die nächsten Tage bisher ziemlich ungünstig.

Immer wieder Bücherdiebe.

Er will wertvollstes Gut bei fliegendem Händler gekauft haben

Ein gewerbsmäßiger Bücherdieb ist ein gewisser Barzel, der sich Schriftsteller nennt und vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte unter der Anklage stand, wertvolle Bücher gestohlen zu haben.

Da der Angeklagte sich als Schriftsteller betätigt, blieb in Dunkel gehüllt. Dagegen geben seine 11 Vorstrafen, die fast sämtlich auf dem Gebiete des Bücherdiebstahls liegen, einen gewissen Aufschluß, wovon der Angeklagte sich seinen Lebensunterhalt erwirbt. Gegenwärtig befindet er sich auch in Strafhaft. Nach seiner Angabe war sein Vater aktiver jüdischer Offizier und ist jetzt noch Fabrikbesitzer. Er selbst hat Medizin studiert, will aber später dramatischer und politischer Schriftsteller geworden sein. Jedenfalls geht aus den Akten hervor, daß er schon im Jahre 1917 zum erstenmal wegen Bücherdiebstahls verurteilt ist. In der Zeit vom Juni bis August vorigen Jahres verschwanden aus dem Bibliotheken Antiquariat bei Wertheim eine Reihe von Büchern. Man vermehrte u. a. eine Düringsche Chronik im Werte von 125 Mark und einen Band Infunabeln (sogenannte Wiegendrucke, die ältesten, vor 1500 gedruckten Bücher), die mit 1100 Mark ausgezeichnet waren. Die Chronik wurde in einem anderen Berliner Antiquariat entdeckt. Dort hatte sie B. verkauft. Gleichzeitig hatte er auch Infunabeln für 900 Mark angeboten. Da die Inhaberin des Antiquariats aber verlangte, daß der Band zunächst zur Prüfung des Wertes und der Echtheit dort bleiben sollte, nahm sie B., der sich mit seinem richtigen Namen legitimiert hatte, wieder an sich und erschien nicht wieder.

Der Angeklagte bestritt, überhaupt bei Wertheim gewesen zu sein, und behauptet, an einem Bücherstand in der Nähe der Universität mehrere Bücher billig gekauft zu haben. Als Bibliothek habe er sofort erkannt, daß er mit den erworbenen Büchern ein gutes Geschäft machen könne. Wo die Infunabeln geblieben sind, wollte der Angeklagte nicht mehr wissen. Der Band ist spurlos verschwunden. Zwei Angestellte des Warenhauses erinnerten sich, daß sie den Angeklagten zu der fraglichen Zeit mehrmals in der Bücherabteilung gesehen haben. Die Inhaberin des Antiquariats, der der Infunabelband angeboten worden war, konnte über die Art desselben aus ihrer Erinnerung keine bestimmten Angaben mehr machen. Das Schöffengericht mußte den Angeklagten in diesem Falle auch freisprechen, verurteilte ihn jedoch, schon mit Rücksicht auf seine einschlägigen Vorstrafen, wegen des Diebstahls der Chronik zu drei Monaten Gefängnis.

140 Jahre Theaterverein.

In der allbekanntesten „Kellerei“ in der Oranienburger Straße, feierte am Sonntag Berlins ältester Theaterverein „Thalia“ seinen 140. Geburtstag, und der 1. Vorsitzende, der ein wenig in der Chronik gebüffelt hatte, wußte in seiner Festansprache viel Interessantes zu berichten. 1790 wurde in einem Lokal in der Klosterstraße die „Thalia“ gegründet und bald fand sich auch ein begeisterter Mäzen, der Cafetier Schröder, der den Spielstätten eine kleine Bühne bauen ließ. Mit leiser Wehmüt gedankt der Chronik des 100jährigen Stiftungsfestes im Jahre 1890, das drei volle Tage dauerte; am ersten Abend Komödien, am zweiten eine Festaufführung im Ostend-Theater — dem jetzigen Rose-Theater — und am dritten Abend Ball. Aus allen Kreisen der Bevölkerung setzten sich die Akteure zusammen. Da mündet der Schlosser neben dem Wäscher, der Gärtler neben dem Schuster, auch viele Beamte und auffallend viel Zahnärzte mimen mit. Aus der Reihe der Dilettanten schüßten sich auch einige „Prominente“ heraus, unter anderem der populäre Komiker Arnold Riedl, Bernhard Rose, der Gründer des Rose-Theaters und Adolf Ernst, der Erbauer des Thalia-Theaters. Durch Generationen vererbte sich die Lust an der Schauspielerei und heute noch findet man unter den Mitgliedern Großväter als Ehrenmitglieder, Töchter und Enkel als Mitwirkende. Eine wirklich aller Ehren werthe Aufführung von Kaisers „Kolportage“, Vorträge und Ball lieferten das Festprogramm.

Die Scala im November.

Bielversprechend wird das Novemberprogramm eingeleitet mit Hochspannungsexperimenten am menschlichen Körper. James und Fred Watson sind die geschickten Vorführer. Dann ist Kastei wieder da, und immer noch steht auf der Bühne ein großer spielender

Braucht Berlin einen Fuhrpark?

Eine Frage, die jeden Steuerzahler angeht! — Die Verpflichtung der Stadt.

Die Stadtverordnetenversammlung hat einen Ausschuß eingesetzt, der noch in dieser Woche über die Frage der Auflösung oder Abbau der städtischen Fuhrbetriebe entscheiden soll. Nachstehend soll gezeigt werden, welche Bedeutung ein eigener Fuhrpark gerade für eine Stadt von dem Ausmaß Berlins hat.

Die Fuhrparks der Stadt Berlin sind nicht geschaffen worden als Konkurrenzunternehmen gegenüber soliden privaten Fuhrbetrieben. Oft waren selbst bürgerliche Kommunalpolitiker Schöpfer städtischer Fuhrbetriebe. Vielfach gaben unerhöht hohe Forderungen, die private Fuhrunternehmer an die Stadt für ihre Leistungen stellten, den unmittelbaren Anlaß zur Gründung städtischer Fuhrparks. Teilweise sind die Fuhrbetriebe auch in der Kriegs- und Nachkriegszeit entstanden, um notwendige Lebensmitteltransporte zu sichern. Einige sind auch schon vor dem Kriege für die Straßenreinigung und die Müllabfuhr eingerichtet worden. Hinzu kam der laufende Wagenbedarf für die Abfuhr und Anfuhr von Materialien für Straßen-, Kanalisations- und Hochbauten. Das einmal vorhandene Wagenmaterial der Stadt wurde, gleichgültig für welchen besonderen Zweck es ursprünglich angeschafft worden war, im Interesse der Wirtschaftlichkeit naturgemäß für alle Fuhrleistungen der Stadt ausgenutzt. Von einer Konkurrenz der Stadt gegenüber privaten Fuhrunternehmern kann also keine Rede sein. So wenig ein vernünftiger Mensch einem Warenhaus einen Vorwurf daraus machen wird, daß es für seine Warenexpedition eigene Wagen unterhält, so unberechtigt ist der Angriff auf die Stadt, daß sie die Erledigung ihrer regulären Fuhrleistungen durch eigene Autos und Gespanne zu sichern sucht. Sämtliche städtische Fuhrbetriebe Berlins haben außerdem aber stets private Unternehmer zu Arbeitsleistungen herangezogen, ein Beweis, daß sie nicht von vornherein das gesamte private Fuhrunternehmertum ausschalten wollten.

Auf den Leiter kommt es an!

Vielleicht ist richtig, daß die Verwaltung der städtischen Fuhrbetriebe selbst in Berlin verschoben ist, und daß einige vielleicht auch Zuschüsse aus städtischen Kämmereimitteln bedürften. Das spricht aber höchstens gegen die Verwaltung der Fuhrbetriebe, nicht aber gegen diese Betriebe an sich. In der letzten Nummer der „Gewerkschaft“, dem Organ des Gesamtverbandes der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs, wird in einem Aufsatz „Sind städtische Fuhrbetriebe wirtschaftlich?“ der zahlenmäßige Nachweis erbracht, daß der Stadtfuhrpark des Berliner Bezirks Treptow seit seinem Bestehen keinerlei Zuschuß aus Mitteln der Kämmereiverwaltung erhalten hat; er hat sogar noch im vorigen Jahr einen Uberschuß von 10 000 Mark an die Kämmereiverwaltung abgeführt. Das war

zu erreichen, trotzdem der Fuhrtarif des städtischen Betriebes niedriger ist als der der Berliner Fuhrbetriebe und die Arbeits- und Lohnverhältnisse für die Arbeiterchaft in einem städtischen Betrieb weit günstiger sind als in dem Betrieb eines Privatunternehmers. Dieses günstige Ergebnis wird damit erklärt, daß der Fuhrpark nach kaufmännischen Gesichtspunkten geleitet wird und dadurch in kurzer Zeit technisch und organisatorisch auf einen verhältnismäßig hohen Stand gebracht werden konnte.

Das Interesse des Steuerzahlers.

Die Erhaltung der städtischen Fuhrbetriebe liegt somit sowohl im Interesse der Stadt wie auch im Interesse jedes Steuerzahlers. Sofern städtische Fuhrbetriebe nicht günstige Ergebnisse zeitigen, sollte ihre Verwaltung genau unter die Lupe genommen werden. Dabei wird sich wieder einmal ergeben, daß sich im alten Geist staden gebliebene Beamte kaum zur Leitung städtischer Unternehmen eignen. Mit einer Auflösung der städtischen Fuhrbetriebe aber würde nur erreicht werden, daß sie nach einiger Zeit unter weit größeren Opfern wieder geschaffen werden müßten.

Die Nebelstraße.

Ständige Zingase in der Mühlenstraße.

Von der Rot entsefelter Wohnverhältnisse können die Anwohner der Mühlenstraße am Osthafen einmal ein krautiges Lied singen. Die herten Fabrikbesitzer, deren Schornsteine den Proleten tagaus, tagein Ruß und Gestank in die Lungen trichtern, werden davon allerdings wenig. Vor ungefähr 1½ Jahren hat sich im Hause Mühlenstraße 60a eine Zinkschmelzerei niedergelassen und die ganze umliegende Nachbarschaft hat nun das Vergnügen, die ständigen Zingase, die in dicken, gelben Rauchschwaden dem Schornstein entströmen und oft die ganze Straße in dichten Nebel hüllen, einzunehmen. Die Geschäftsleute sind dadurch gezwungen, stets ihre Ladentüren geschlossen zu halten, ebenso müssen die Hausbewohner unglücklich ihre Wohnräume vor diesem Gestank, der noch dazu Kopfschmerzen und oft Erbrechen verursacht, verschließen. Kinder, die auf der Straße spielen, klagen auch über Beschwerden. Dem Uebel ließe sich durch Anbringung eines stark erhöhten Schornsteins wenigstens teilweise abhelfen. Die Leute haben sich überall beschwert, die Zuständigen befohlen sich auch wohl die Angelegenheit, nahmen vielleicht auch noch eine Petition des wohlwollenden „Parfums“ zu sich, aber weiter geschah nichts. Vielleicht sieht einmal die polizeiliche Gewerbeaufsicht bzw. die Gesundheitspolizei hier nach dem Rechten.

Junge, wenn er auch heute als das nicht mehr zu überlebende Genie der Jongleurekunst gilt. Mit tänzerischer Bechtheit, gleichsam befreit von aller Erdbensdure, wirbt, schlägt und tänzt er seine Bälle. Sie folgen ihm wie gut dressierte Hunde. Alle Befehle der Schenke sind aufgehoben, ein Verjagen unmöglich, nur wirt die Welleitigkeit und die Länge der Darbietungen zuseht etwas erinndend. Das Matrosen-Ballet mit Kassa Sterne und Maria Solow zeigt wiederholt Gesehenes. Edgar mit seiner Marionette Joe bringt die gute alte Bauchrednerkunst in höchster Vollendung wieder zu Ehren. Wie der kleine Puppenpartner singt, Klavier spielt, trinkt, spricht und sich bewegt, das wirkt verblüffend und amüßant. Auf einem Einrad produziert sich meisterhaft George Dormonde. Gern gehört wird auch De Busse, der auf einem Accordeon Tango spielt. Die Carlo-Rednis werfen die Kleinsten der Truppe, am Trapez hängend, durch die Luft, wobei noch Doppelsalto geschlagen werden. Charly und sein Partner vollführen auf freistehender Leiter, Geige spielend, Kunststücke, die an Tatkraft grenzen. Zuletzt kommen Litta Freds prächtige ballspielende Hunde, ungeduldig erwartet, an die Reihe.

Nordische Tiere im Zoo.

Die sogenannten Könige der Tiere Löwen und auch Tiger kann jeder sich kaufen, der das nötige Geld dazu hat. Selbst Elefanten, die Größten der Tiere, sind jederzeit im Handel zu haben. Anders aber steht es mit nordischen Tieren und unter ihnen namentlich mit einigen unschelnbaren Arten. Um sie in einem Tiergarten beherbergen zu können, muß man erst eine Expedition unternehmen. Darum ging Dr. Lutz Hock auf Reisen, um für den Berliner Zoo allerlei nordische Exponate zu holen. U. a. brachte er Schneehasen mit, die man hier noch nie gesehen hat. Sie haben zum guten Teil schon ihre Wintersfärbung und paradien in einem leuchtenden Weiß, das freilich an den Wöppchen durch ein Schwarz unterbrochen ist. Sie haben auffallend dicke Bäue und starke Polster unter den Sohlen, damit sie nicht im Schnee einsinken. Diese Hasen, die auf keinen Fall mit einer unserer Kaninchenrasse zu verwechseln sind, kommen auch in Deutschland vor, und zwar bei uns in den Alpenregionen. Ferner kamen weiße Schneehühner. Ihre

Beippflegung ist schwierig, denn sie beanspruchen u. a. zu ihrer Nahrung Waldbere, frische Zweige mit Knospen und Tannennadeln. Von der Spa in Leipzig wurden aus einem Transport aus Sowjetrußland übernommen: ein eigenartiger russischer Biber mit dunklem prachtvollem Pelz und Foh Eichhörnchen. Und zwar die allerbeste Qualität, die man durch einen dunkelbraunen Pelz auszeichnet. Als größte Sebenswürdigkeit aber hat Berlin jetzt zwei Elche; die sehr zahm sind, ihren Wäcker aus der Hand treffen und sich den Kopf kraulen lassen. Elche sind im allgemeinen weniger schwer zu fangen, als in der Gefangenschaft zu halten.

Deutschnationale für SPD-Stadträte.

Bei der gestrigen Erziehung für die beiden nichtbestätigten kommunistischen Stadträte in der Bezirksversammlung Friedrichshain wurden mit den Stimmen der Deutschnationalen und der Nationalsozialisten wiederum zwei kommunistische Stadträte gewählt. Das Ergebnis der Wahl veranlaßte den kommunistischen Stützpunkt auf der Tribüne zu den üblichen lärmenden Kundgebungen. Der Vorsitzende, Genosse Bobling, sah sich gezwungen, den randalierenden Teil der Tribüne durch Polizeiräumen zu lassen. Als auch nach Wiedereröffnung der Sitzung die Ständlungen nicht aufhörten, wurde die Sitzung endgültig geschlossen.

Ein neues Altersheim.

Der Verband Berlin des Jüdischen Frauenbundes konnte ein neues Heim seiner Bestimmung übergeben. Auf Grund einer Stiftung hatte der Verband ein Privatgrundstück im Grunewald in der Königswalke II erworben. Herr Architekt Borchard hat aus dieser alten Villa ein Haus geschaffen, das 30 alten Männern und Frauen ein Eigenheim ersetzt. Neben geräumigen Gemeinschaftsräumen enthält das Heim, das den Namen Olga-Stern-Haus trägt, für jeden Insassen ein Einzelzimmer. In jedem Zimmer ist während heisses und kaltes Wasser. Auf jeder Etage ein Badezimmer, das allen Anforderungen der modernen Hygiene gerecht wird.

Eine deutliche Sprache

reden unsere heutigen Angebote mit ihren phantastisch billigen Preisen.

Der Preisabbau, den alle Wirtschaftsführer verlangen, ist bei uns Tatsache geworden.

Dabei handelt es sich um nur gute Qualitäten, die jeder Prüfung standhalten.

Solche Gelegenheit darf niemand ungenutzt vorüberlassen!

Prächtiger Sportmantel

aus weichen, molligen Stoffen englischen Stils, ganz auf elegantem Futter, offen und geschlossen zu tragen, mit aufgesetzten Taschen und Gürtel, in allen, auch großen Weiten, nur

39.-

Leopold Gadiel Das Haus für grosse Weiten
KÖNIG-STR. 22-26

Das riesige Lager von Wintermänteln

zeigt eine unübertreffliche Auswahl vorzüglicher Mäntel mit und ohne Pelzbesatz, für jeden Geschmack, jeden Wuchs, von der schlanken bis zur stärksten Figur zu so billigen Preisen, daß jede Dame sich vor Winterkälte zu schützen imstande ist.

2 große Serien schöner Kleider

Serie I aus Velonine vorzüglich verarbeitet, in allen Farben, auch schwarz

15.-

Aus dem Riesen-Strickwarenlager: Eine große Serie reiner wolle-Pallover in zahlreichen schönen Mustern für Damen nur 9.-

für Herren nur 10.-

Original Winner Strick-Pallover aus feinstem weichen Material, in entzückenden Formen nur 13.-

Trikol-Charmeuse-Blusen mit Säumchen und fecher Krawatte in hellen Farben und allen Größen nur 3.-

Morgenröcke aus warmen weichen Stoffen nur 3.-

3.-

Schwarze und farbige Pelzmäntel ganz abgefüttert nur 89.-

89.-

89.-

Europa kauft zu teuer!

8 Milliarden Mark Zölle. — Zu den Ursachen der Weltwirtschaftskrise.

Eine der wichtigsten Ursachen der gegenwärtigen Weltkrise ist die Unfähigkeit der europäischen Länder, in bisherigem Umfang Waren zu kaufen. Bei fast allen überseeischen Ländern ist es der Warenexport nach Europa, der den stärksten Rückgang aufweist. Ein wichtiges Hemmnis zu schnellerer Erholung Europas ist sicher die Zerstückelung Europas in 27 Zoll- und noch mehr Wirtschaftseinheiten und die verhärtete Zollpolitik im europäischen Kontinent. Die hohen Zollbelastungen haben einen doppelten Zweck: Einerseits bilden sie ein Mittel zur Deckung des gewaltigen Finanzbedarfs der europäischen Länder, andererseits fungieren sie als Schutzbarrikaden für die innerhalb der verhältnismäßig kleinen Wirtschaftsgebiete unrentablen Wirtschaftszweige. Da die Zölle nicht nur auf die eingeführten, sondern gleichermaßen auch auf die in den Ländern selbsthergestellten Industrie- und Landwirtschaftserzeugnisse verlastet werden, so läßt sich der Grad der Verteuerung, der durch sie in Europa insgesamt hervorgerufen wird, auch nicht annähernd abschätzen. Jedenfalls nimmt in dem gleichen Maße, wie die Massenbelastung durch Steuern und Zölle weiter wächst, die Kaufkraft der europäischen Länder anderen Kontinenten gegenüber ab.

Der europäische Kontinent ist auch heute noch der größte Käufer des Weltmarkts,

obwohl nur der vierte Teil der Menschheit in Europa wohnt. Im Jahre 1927 gingen 49,3 Prozent der Ausfuhr der nord- und südamerikanischen Länder, 29,9 Prozent der Ausfuhr sämtlicher asiatischer Länder, 85,4 Prozent der Ausfuhr Afrikas und 71,1 Prozent der Ausfuhr Australiens und Neuseelands nach Europa. Daß jede Verminderung der europäischen Kaufkraft die Märkte der Welt erschüttern muß, liegt auf der Hand.

Wenn wir im folgenden Zahlen für die Zollbelastungen in wichtigen Ländern Europas geben, so ist immer daran zu erinnern, daß diese Ziffern ja erst einen Teil der durch sie einwirkenden Verteuerung darstellen. Zunächst sei dargestellt,

in welchem Ausmaß heute die Zölle gegenüber 1913 gestiegen sind.

Länder	Zolleinnahmen von 10 europ. Ländern		in Millionen Mark	
	1913	1928	1913	1928
Deutschland (Mark)	679,3	1140,6	679,3	1140,6
Belgien (Franken)	71,6	1096,1	58,0	126,4
Bulgarien (Lewa)	32,4 ¹⁾	1281,3 ²⁾	26,2	38,4
Dänemark (Kronen)	35,2 ³⁾	88,5 ⁴⁾	30,4	99,1
Frankreich (Franken)	740,8 ⁵⁾	3829,5	600,0	593,2
Großbritannien (Pfund)	35,6 ⁶⁾	118,8 ⁷⁾	726,2	2423,5
Italien (Lire)	342,7 ⁸⁾	3055,8 ⁹⁾	277,6	672,3
Schweden (Kronen)	68,9	142,0 ¹⁰⁾	77,2	139,0
Schweiz (Franken)	84,6	257,9	68,5	208,9
Spanien (Pesetas)	106,4 ¹¹⁾	586,8 ¹²⁾	159,1	422,5

Bei diesen 10 Ländern vermehrten sich somit von 1913 bis 1928 die Zolleinnahmen von 2611,5 auf 5887,9 Millionen Mark, sind also auf mehr als das Doppelte gestiegen.

Im Durchschnitt beträgt (vergleiche die folgende Übersicht) die Zollbelastung rund ein Zehntel des Einfuhrwerts. Die Ziffern betreffen 13 europäische Länder, die im Jahre 1928 eine Einfuhr im Gesamtwert von 67752 Millionen Mark verzeichneten. Die hierauf gelegten Zölle ergaben Einnahmen von insgesamt 6426,7 Millionen Mark. Dabei lagen die Zolleinnahmen von Italien, Polen, der Tschechoslowakei, Bulgarien und Großbritannien über dem genannten, etwa zehnprozentigen Durchschnitt. Im Jahre 1928 belief sich die Gesamtsumme aller europäischen Länder einschließlich der in der folgenden Tabelle nicht aufgeführten, auf 81 bis 82 Milliarden Mark. Man kann annehmen, daß dementsprechend die Zolleinnahmen sämtlicher Länder Europas die gewaltige Summe von 8 Milliarden Mark erreicht haben.

Einfuhr u. Zolleinnahmen von 13 europ. Ländern 1928 in Millionen M.

Länder	Einfuhrwert		Zolleinnahmen	
	in Millionen M.	in Millionen M.	in Millionen M.	in Millionen M.
Deutschland	14 001	1140,6		
Belgien	3 671	128,4		
Bulgarien	213	38,4		
Dänemark	1 944	99,1		
Frankreich	8 783	593,2		
Großbritannien	21 954	2423,5		
Italien	4 857	6 23		
Oesterreich	1 877	155,2		
Polen	1 580	199,8		
Schweden	1 918	159,0		
Schweiz	2 142	208,9		
Spanien	2 474	422,5		
Tschechoslowakei	2 378	183,8		

Noch einige Worte zur Bedeutung dieser Ziffern. Wenn in Deutschland, wie angegeben, 1928 die Zolleinnahmen 1,14 Milliarden Mark betragen, so bedeutet das eine Belastung von knapp 18 Mark je Einwohner und Jahr, die oben erwähnte weitere Verteuerung inländischer Erzeugnisse nicht berücksichtigt.

Die Zolleinnahmen steigen nicht nur absolut, sondern auch je Kopf der Bevölkerung.

Die folgenden Beispiele zeigen dies Anwachsen in Deutschland von der Gründung des Deutschen Zollvereins an ohne Berücksichtigung der Aenderung des Goldwerts).

Jahre	Zolleinnahmen in Millionen Mark	Belastung je Kopf der Bevölkerung in Mark
1834—35	47,5	2,01
1881—85	216,1	4,74
1895	415,4	7,94
1900	462,9	8,74
1905	643,5	10,60
1910	718,7	11,01
1913	723,7	10,73
1915	549,8	8,79
1928	1140,6	17,94

Dies gilt in ähnlicher Weise für alle anderen Länder. Die Rolle, die die Zolleinnahmen innerhalb der gesamten staatlichen Einnahmen spielen, ist sehr verschieden. Im allgemeinen hat sich dieser Anteil, freilich infolge der stärkeren Steigerung der Staatseinnahmen und -ausgaben, verringert mit der

letzten Vorkriegszeit etwas verringert. Die folgenden Ziffern veranschaulichen die

auch heute noch große finanzpolitische Bedeutung der Zölle:

Länder	Anteil der Zolleinnahmen an den staatlichen Gesamteinnahmen in Prozent		
	1913	1925	1928
Deutschland	32,4 ^{*)}	8,1	11,1
Belgien	22,1	13,5	12,0
Bulgarien	22,6	36,6	30,7
Dänemark	35,5	18,3	24,6
Frankreich	19,5	4,4	7,2
Großbritannien	21,9	15,1	17,3
Italien	22,8	19,6	21,2
Schweden	34,9	24,1	25,3
Schweiz	87,6	71,7	67,5
Spanien	16,2	21,8	19,4

*) Hier ist die veränderte Steuerverteilung zwischen Reich und Ländern in Betracht zu ziehen.

Um aus diesen Tatsachen Schlüsse zu ziehen, sei noch auf einen wichtigen Umstand hingewiesen. Abgesehen von zwei Ländern (Italien und Großbritannien) spielt sich für alle europäischen Länder der Hauptteil ihres Außenhandels nicht mit überseeischen, sondern mit europäischen Ländern ab. Man kann hieraus schlußfolgern, daß

von der gesamteuropäischen Zollbelastung in Höhe von etwa 8 Milliarden Mark etwa 5 Milliarden auf europäische Waren entfallen. In erster Linie belasten somit die europäischen Länder mit ihren Zöllen sich gegenseitig.

Andererseits bedeutet der durchweg hohe Anteil der Zolleinnahmen an den Gesamteinnahmen der europäischen Staaten, daß man die Zölle nicht ohne weiteres radikal beseitigen kann, ohne zugleich die Staatsfinanzen überaus schwer zu erschüttern. Eben dieser Umstand macht es deutlich, daß

Die Errichtung einer europäischen Zollunion

nicht losgelöst von anderen gesamteuropäischen Problemen erörtert werden sollte.

Die hierin wurzelnden Schwierigkeiten sind aber keineswegs unüberwindbar. Man muß sich immer zwei Tatsachen vor Augen halten: Daß die Zerrissenheit unseres Erdteils gegenüber den großen vorhandenen oder projektierten Wirtschaftseinheiten — Vereinigte Staaten, Sowjetunion, Britisches Reich — eine der Hauptursachen der europäischen und außereuropäischen Krise darstellt und daß letzten Endes die heute zu beobachtende Tendenz, neue Zollverträge als Heilmittel durchzuführen, die katastrophale gegenseitige Absperrung nur noch verschlimmern und die gesamteuropäische Produktion im ganzen nur noch unrentabler gestalten muß.

Aus den jetzigen Verhältnissen sollte jeder Verantwortungsbewußte Europäer den Schluß ziehen, daß es keine dringlichere Aufgabe gibt als die: Europa nicht mehr nur als geographischen, sondern als wirtschaftlichen und politischen Begriff zu betrachten. A. Franke.

Musikalische Krise.

Enquete über den Großmusikinstrumentenbau.

Der Enquete-Ausschuß hat jetzt seine Untersuchungen über die Industrie der Großmusikinstrumente (Verlag Müller & Sohn, Berlin) veröffentlicht. Diese Untersuchung umfaßt die Pianoforte-, Harmonium- und Orgelindustrie, sowie die dazugehörigen Bestandteileindustrien.

Nach Produktionsumfang und Ertrag zu urteilen befindet sich diese Industrie seit Jahren in einem ständigen Rückgang. So stellte sich 1927 der Produktionswert noch auf 160 Millionen, dagegen 1928 nur noch auf 135 Millionen, während im letzten Jahr der Produktionswert sogar bis auf 100 Millionen zurückging. Gegenüber der Vorkriegszeit ist unter Berücksichtigung der Preisveränderungen demnach ein 50prozentiger Rückgang zu verzeichnen. Auch Deutschlands Anteil an der Ausfuhr ist mengenmäßig auf dem Weltmarkt von 76,5 Proz. in der Vorkriegszeit bis auf 63,6 Proz. im letzten Jahr gesunken. Demgegenüber konnten die Vereinigten Staaten ihren Anteil von 7,7 auf 14,5 Proz., Frankreich seinen Exportanteil von 4,4 auf 8,2 Proz. und Oesterreich seinen Anteil prozentual am stärksten von 1,6 auf 6,7 Proz. heben. Diese Verluste in der Großmusikinstrumenten-Industrie Deutschlands geht hauptsächlich zu Lasten der Pianoforte-Industrie. Hier beträgt der Produktionsausfall gegenüber 1913 mit einer Fabrikationsmenge von 160 000 Klavieren und 12 000 Harmoniuminstrumenten, deren Produktion in der gleichen Zeit von 18 000 auf 14 000 gesunken ist.

Die Zahl der Betriebe in der gesamten Industrie für Großmusikinstrumente beträgt einschließlich der zugehörigen Nebenindustrie rund 800, in denen über 30 000 vorwiegend gelernte Arbeiter beschäftigt werden. 85 Proz. der Gesamtbetrag entfallen auf die Pianoforteindustrie. Bemerkenswert ist, daß die gegenüber 1914 erhöhten Löhne durch die Rationalisierung in den meisten Fällen voll ausgeglichen werden konnten. Wenn der Untersuchungsanspruch zu dem Ergebnis gelangt, daß eine Senkung des Lohnanteils an den Produktionskosten im ganzen nicht möglich gewesen sei, so sagt er damit, daß der Lohnanteil in vielen Einzelstellen doch zurückgegangen ist.

Infolge der schwierigen Lage hat die Konzentration in dieser Industrie sehr um sich gegriffen. So werden rund 71 Proz. der Industrie für Pianomechanik von zwei Konzernen beherrscht. Auch in der Pianoforteindustrie ist eine Reihe von Zusammenstößen zu verzeichnen, oder obwohl in den letzten sechs Jahren 187 Fabriken ihre Tätigkeit eingestellt haben, herrscht in dieser Industrie doch noch eine starke Zerplitterung. Der hierdurch bedingte kleine Absatz des einzelnen Unternehmens legt der Rationalisierung, besonders der Toppung und Räumung enge Grenzen.

Der Absatz der Erzeugnisse vollzieht sich noch überwiegend durch den Handel, der etwa zwei Drittel an die Kundhäuser liefert. Die Preise für ein billiges Piano lagen 1929 noch um rund 100 Proz. über Vorkriegsstand. Die Handelspanne ist bei den Markensfabriken mit 34 Proz. am niedrigsten. Bei den Fabrikaten billiger Qualität ist sie sogar noch höher.

Schieles Kartoffel- und Schnapspolitik. Reichsfinanzminister gegen den Reichsernährungsminister.

Der große Kartoffellegen hat jetzt schon die zweite Kartoffelkonferenz der agrarischen Interessenten mit dem Reichsernährungsminister zur Folge gehabt. Die Öffentlichkeit wird Beobachtungen machen müssen, was hier an Maßnahmen für die nächsten Reichstagsabstimmungen wieder zusammengebracht wird.

Reichsernährungsminister Schiele will weitere Reichsmittel für die Einfuhr der Kartoffeln zur Verfügung stellen. Die vom Reich von den Kartoffelfabriken übernommenen Bestände will Schiele über den zunächst vorgesehenen Termin hinaus auf Reichskosten weiter lagern lassen; er will ferner ein Zwangsmandat für die Kartoffelstärkeindustrie übernehmen, dessen klare Aufgabe eine etwa 20prozentige Preiserhöhung ist, und außerdem 10 Proz. Stärkemehlverwendung zum Weizengebäck durch gesetzliche Maßnahmen gefahren. Endlich will Schiele alles daran setzen, um das zum Schaden der Branntweinmonopolverwaltung und der Reichsfinanzen schon mit 70 Proz. zu hoch angelegte Brennrecht weiter zu erhöhen und die nicht unterbringbaren neuen Spiritus- und Schnapsmengen der deutschen Treibstoffversorgung durch gesetzliche Maßnahmen aufzuzwingen. Es soll also auf Reichs- und Verbraucherkosten zugunsten der Agrarier Lustig wettgerwirtschaftet werden.

Für die auf diesem Gebiete innerhalb des Reichsgebietes bestehenden gegenseitigen Auffassungen ist ein Artikel des Reichsfinanzministers Dietrich charakteristisch, den

die „Königliche Zeitung“ veröffentlicht hat. Nach diesem Artikel ist schon das 70prozentige Brennrecht eine unzumutbare Maßnahme, nur 50 Proz. hätten freigegeben werden dürfen, und schon jetzt sei die finanzielle Beanspruchung der Branntweinmonopolverwaltung außerordentlich groß. Die Möglichkeiten für eine erhöhte Beimischung von Kartoffelspiritus zu mineralischen Treibstoffen und zur stärkeren Lagerung auf Kosten des Branntweinmonopols seien einfach nicht vorhanden. Eine sofortige Erhöhung der Bezugsquote für die Beimischung von Kartoffelspiritus zu einer im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zu verantwortenden Verteuerung der gesamten Treibstoffe führen, und von einer stärkeren Beimischung von Kartoffelspiritus zu den Treibstoffen sei eine fahrbare Entlastung der Kartoffelwirtschaft unmöglich zu erwarten.

Diese Ansicht des Reichsfinanzministers in die Deffinitivität ist für das große Mißbehagen charakteristisch, das der agrarische Sturm und Schiele's Willkürigkeit im Kabinett ausgelöst haben.

Privatversicherung in der Krise.

Wirtschaftliche Not stärkt das Versicherungsgeschäft.

Der Leiter der Allianz und des Stuttgarter Vereins, Generaldirektor Dr. Schmitt, behandelte gestern in einem eingehenden Vortrag vor Vertretern der Regierung, des Parlaments und der Presse die gegenwärtige Lage der deutschen Privatversicherung. Dr. Schmitt stellte einleitend fest, daß das Versicherungsgeschäft von der Wirtschaftskrise in einem verhältnismäßig sehr geringen Maße beeinflusst werde, da den Krisenwirkungen auf der einen Seite die verhärtete Tendenz der Bevölkerung und der Wirtschaft gegenüberstehe, sich durch Versicherung vor unvorhergesehenen Rückschlägen zu decken.

Auch im laufenden Jahre haben sich die Bruttoprämieinnahmen sowie die Kapitalien und Reserven im Versicherungsgewerbe verstärkt. Nach sicherer Schätzung dürfte die Prämieinnahme in der gesamten deutschen Privatversicherung im laufenden Jahre mehr als 2,7 Milliarden betragen, so daß die Ergebnisse von 1914 damit um rund 600 Millionen übertraffen würden. Besonders erfreulich sei die Entwicklung bei der Lebensversicherung, deren gesamte Versicherungssumme bei Kriegsausbruch 16,2 Milliarden Mark betragen hatte. Nach den vorliegenden Folgen der Inflation war bereits 1926 wieder ein Bestand von 8,1 Milliarden erreicht, der im vergangenen Jahre bis auf 17,4 Milliarden angewachsen war. Bis Ende dieses Jahres wird der Bestand der Lebensversicherungssummen nach den vorliegenden Ergebnissen 19 Milliarden Mark erreicht haben.

Sodann befaßte sich Dr. Schmitt mit dem Entwurf zur Aenderung des Versicherungsaufsichtsgesetzes, dessen Felsen grundmäßig zustimmen sei. Das Kernstück des Entwurfs befaßte sich mit dem Ausbau des Revisionswesens. Gegenüber verschiedenen Verbesserungsvorschlägen in Bilanz- und Geschäftsberichten forderte Dr. Schmitt, daß die Verwaltungsberichte zum mindesten ein klares Bild der Lage, sowie über den Umfang und Verlauf der direkten und indirekten Geschäfte gebe. Wir wollen hoffen, daß der mächtigste deutsche Versicherungskonzern, dessen Leiter Dr. Schmitt ist, auf dem Gebiete der Publizität mit allen seinen Tochtergesellschaften bahnbrechend wirken wird.



Hier ist ein neues Präparat, das zum ersten Male auf Grund präziser wissenschaftlicher Experimente u. Forschung aufgebaut, einen wirklichen Verjüngungs- und Heilwert bei vorzeitigem Altern (sexuelle Neurasenien), nervösen Depressionszuständen usw. hat und sich sowohl im Tierversuch als auch bei Menschen in jahrelangen klinischen Prüfungen bewährt hat. Die Wirkungen der Sexualhormone sind bereits bekannt — aber — bisher war es noch nicht gelungen, diese so zu gewinnen, daß sie in präparierter Form immer ihre Wirksamkeit behielten. Sie wurden entweder bei der Präparation durch zu große Hitze oder durch Chemikalien geschädigt. Nach dem neuen Verfahren des Instituts für Sexualwissenschaft zu Berlin

Dr. Magnus-Nirschfeld-Stiftung ist es jetzt ermöglicht, das kostbare Hormon so zu gewinnen, daß seine spezifische Wirkung ganz erhalten bleibt.

In den „Tinus-Perlen“ haben wir also zum ersten Male ein Präparat, welches nachweislich das bisher vergeblich erstrebte Verjüngungs-Hormon in gesicherter standardisierter Form enthält. „Tinus-Perlen“ wirken also nicht auch da, wo andere Mittel versagen. Lassen Sie sich zunächst über die Funktionen der menschlichen Organe durch die zahlreichen farbigen Bilder der illustrierten, wissenschaftlichen Abhandlung unterrichten, die Sie sofort kostenlos (verschlossen neutral) erhalten durch die

Friedr. Wilhelmstäd. Apotheke, Berlin NW 19, Luisenstr. 14. Originalpackung 100 Stk. RM 9.80 (für Frauen RM 10.80).

Zu haben in allen Apotheken.

Max Hochdorf: Sinclair Lewis

Aus Stockholm wird gemeldet, daß der amerikanische Schriftsteller Sinclair Lewis den Nobelpreis für 1930 erhielt.

Die schwedischen Kunstschritzer haben lange und mühselig die europäische Literatur abgesehen, bis sie diesmal einen würdigen Mann entdeckten. Allgemein wurde erwartet, daß das Los jetzt einem Amerikaner treffen würde. Denn die Romanliteratur des neuen Kontinents erregte während des letzten Jahrzehnts in Europa großes Aufsehen. Man wunderte sich, daß dieses aus allen Rassen der Welt zusammengemischte Volk so großartige und großartige Talente hervorgebracht hatte. Man hatte vermutet, daß in den Vereinigten Staaten nur eine bürgerliche, ja spießbürgerliche Unterhaltungschriftstellerei gepflegt werde. Und dann traten plötzlich die großen und sehr energiegelassen Sozialkritiker auf, Romanisten wie Arthur Dreiser, der aus dem Osten Europas zugewandert und jenseits des Ozeans heimisch gewordene Dashiell Hammett, der sehr radikale Upton Sinclair und schließlich Sinclair Lewis, der jetzt den Vorzug errang.

Der amerikanische Nobelpreisträger, der jetzt mit allen europäischen Ehren bedacht wurde, ist ein mulliger, aber auch ein sehr talentierter Mann. Er schreibt außerordentlich breit, ganz geschult an den musterhaften Modellen des europäischen Wirklichkeitsromans. Er hat in der besten, begüterten Gesellschaft seiner Heimat gelebt und sie veranlaßt ihn zu durchaus satirischer Betrachtung. Upton Sinclair ist bitter und unerträglich, ein Ankläger und Entlarfer von Verhältnissen, Sinclair Lewis, dessen Romane viel mehr in Europa als jenseits des Atlantik gelesen werden, ist gemüthlicher. Er verurteilt nicht in Grund und Boden den spekulativen Yankeegeist, er macht sich nur über ihn lustig, wie gebildete Männer es in behaglichen Klubs tun dürfen. Trotzdem wurde Sinclair Lewis seinen Landsleuten, schon von Anfang seiner Karriere ab, verhaßt. Er hatte einen amerikanischen Nationaltyp getroffen und wunderbar charakterisiert, den Babbitt. Der Roman, der Sinclair Lewis Weltruhm einbrachte, erzählt denn auch von der Rasse der Babbitts.

Was ist ein Babbitt? Es ist der sentimentale Spekulant, der Boden und Güter an sich bringt. Man würde ihn im Inflationsschwindel einen Koffie nennen. Der Babbitt irrt sich immer mehr in den amerikanischen Grund und Boden hinein. Er zerstört die Unangenehmlichkeiten der Erde. Er verwandelt Steppende in Städte und Siedlungen. Doch er tut alles das Krupellos. Nicht der Gemeinfinn und nicht die Freude, seinem Nebenmenschen zu nützen, treibt ihn zu den lächerlichen Geschäften. Und alles will er in seine Tasche kugeln. Er normalisiert Schönheit, Kultur, Geist und sogar die Liebe. Der Babbitt ist gefährlich, aber kein Feindschmecker. Er wirft mit der sozialen Phrasen um sich in Kirchen und Stadtparlamenten, doch im tiefsten Winkel seines Kopfes und Herzens liebt er die Idee: wie drücke ich meine geschäftlichen Absichten an die Wand, ohne daß ich belangt werden kann?

Wollt Sinclair Lewis diesen beinahe sympathischen Egoisten und Philister so nah betrachten, weil er nicht so emphatisch anklopft und verflucht wie Dreiser, Upton Sinclair und ihre Nachahmer, es töten, trotz er den amerikanischen Durchschnittstyp der Bourgeoisie viel echter und gründlicher als die launen Parastatiker. So konnte es geschehen, daß ein Romantitel zur Bezeichnung für eine ganze Standeskategorie auf alle Ewigkeit ausgenutzt wurde. Man

legt heute nicht mehr: der Yankee. Man flüstert nur noch: Der Babbitt. Und jedermann weiß, was gemeint ist.

Der „Vorwärts“ druckte einen der unterhaltsamsten Romane von Sinclair Lewis ab. Die auffallendsten Personen darin werden geliefert aus der weitverbreiteten Familie der Babbitts. Nun bleibt dieser Durchschnittsamerikaner ein durchaus gediegener Mann mit Bankguthaben, kommunalen Ehrenstellen und Anrechten auf Gouverneursposten und Senatorenwahl nicht immer in seiner amerikanischen Heimatstadt. Er kommt früh zu Renten. Er unternimmt den Trip übers Meer. Er erstaunt, daß seine Reiseheimat eigentlich nur ein komisches Krähwinkel gewesen ist. Babbitt wird geradezu von der Manie angefaßt, ein Weltbürger zu werden, nachdem er eben noch ein Spießbürger gewesen ist. Man lese Sinclair Lewis vollkommensten und künstlerisch am höchsten stehenden Roman „Sam Dodsworth“ und man wird verstehen, welche innere Revolution in den Bewohnern des neuen Kontinents kommt, der plötzlich alle seine alten Vorurteile wie eine nicht unbeträchtliche Geisteskrankheit abschütteln möchte. Der Babbitt ist ein robuster Kerl. Die zarteren Saiten fehlen seinem Gemüt nicht. Da sein Schicksal durch gewichtiges Bankguthaben gedeckt ist, gerät er sehr bald in die sogenannte beste Gesellschaft Europas. Dieses Abenteuer bekommt ihm ganz gut. Manchmal verfällt er einer ziemlich hitzigen Leidenschaft zu jenen noblen und komplizierten Europäerinnen, die viel Geld und viel Männerguthab verdrücken können. Aber Babbitt, diesmal Sam Dodsworth genannt, übersteht alles schlecht und recht. Er ist eben ein Mann von guter Konstitution. Er ist nicht lange zu blaffen, er blüht vielmehr von sich aus und erkennt, daß in Europa zwar närrische Individualitäten in allen Ländern wohnen, daß den Leuten aber im allgemeinen mehr der Selbsterhaltungstrieb als der soziale Trieb im Blute fließt. Und Sam Dodsworth, Babbitts nächster Blutsverwandter, soll, wie Sinclair Lewis ihn anleitet, schließlich am moralischen und ökonomischen und kulturellen Weiterkommen der Vereinigten Staaten mitarbeiten. Durch Europa wird also Babbitt, der ein trauriger Egoist war, bekehrt.

Sinclair Lewis wanderte viel durch die europäischen Hauptstädte. In seinen Romanen werden Paris und Rom, Berlin und London beschrieben. Uns interessiert hier besonders der Schilderung von Berlin. Er beschreibt die sehr dunkle, von der Nachkriegszeit verunreinigte, von der Inflationssnot verarmte Hauptstadt. Er wird, wenn er von diesen Dingen und unangenehmen Zeiten erzählt, ein sehr ernster Kritiker, beinahe ein politischer Kritiker. All das Narrtümchen des deutschen Volks. Der sich nicht an die neue Zeit gewöhnen kann, wird in seinem Roman von Sam Dodsworth durchgehelt. Die lächerlichen Jongleure des Gefühls, die sich in der Berliner Bohème breit machen, bieten dem amerikanischen Gesellschaftspsychologen einen dankbaren Gegenstand.

So ist Sinclair Lewis wirklich ein repräsentativer Romantitelsteller. Es ist dieses in ihm, was auch in Thomas Mann, dem Träger des vorjährigen Nobelpreises, lebt. Besonders Sinclair Lewis sieht eine samische Feder. Volkstümlich kann er sein, ohne in Naivität zu verfallen. Das gebildete Europa liebt ihn mit Freude. Es ist wahr, vom Kampf der Massen und von dem Sieg und der Niederlage der arbeitenden Klasse hat er nichts begriffen. All sein Interesse gehört dem gebildeten Bürgerstande, zu dem er sich bekennt. Doch hier ist er zu Hause wie keiner seiner Landsleute.

Ihr Leben ruiniert. Gefängnis wird Ihnen nicht erspart bleiben, wie ich den Alten kenne . . .

Der Kleine zuckte zusammen. Was fiel ihm zu wieder über ihn her: er sah das leichtsinnige Rädel, die Tänzerinnen auf der Bühne, den alten, schmierigen Ober, die Blumenfrau, die Schokoladenverkäuferin, das Stundenhotel. Er sah sich vor seinen Büchern. Er hörte die Stimme des Chefs. Er fühlte die Hand eines Schupps auf seiner Schulter und schloß die Augen. Aber es war nur die Hand des Kassierers. „Rädel!“ sagte der, „denken Sie, für einen Dreck! Fünfhundert Mark!“ Er schüttelte ihn. „Ja“, höhnte Rädel, „ich schließ mich morgen tot. Für ganze 100 Em.“

Frenzel sagte: „Unsinn! Vielleicht kann man Ihnen helfen. Für später. Uns Sigen werden Sie wohl nicht rum kommen, aber Bewährungsfrist kann es geben. Und dann . . .“

Er sprach nicht weiter, sah sich um, trank aus dem Weinglas, lächelte eine Frau an, beschäftigte sich mit einer Zigarette.

„Wie meinen Sie das, Herr Frenzel?“ fragte der Kleine, wieder mit der ganz fernen, müden Hoffnung.

„Ja, lieber Rädel, das müssen wir mal bereben. Aber nicht hier. Bei mir zu Haus. Wir fahren jetzt hin.“

„Mir ist alles egal!“ antwortete der Kleine. Dann schluckte er plötzlich, er sah aus, als würde er gleich anfangen zu weinen, aber er verzog nur das Gesicht, das in diesem Augenblick an die Grimasse eines traurigen, abschlehnenden Pierrots erinnerte. Drüben sah wieder die Dame und lächelte ihn an. Die Kapelle spielte einen Tango.

Rädel hatte in diesem Moment den Wunsch, nicht nur fünf-hundert, sondern fünftausend Mark unterschlagen und mit dieser Frau und in diesem Lokal durchgebracht zu haben. „Dann müßte man doch wenigstens, wo für man sich morgen totschlägt!“

„Uns Sigen kommen Sie nicht rum!“ gingen ihm Frenzels Worte nach durch den Kopf. Lächelte die schöne Frau nicht: „Gefängnis!“ Spielte es die Tangokapelle nicht: „Gefängnis!“ Und der Ober lächelte. Und Frenzel: „Gefängnis! Gefängnis!“

Und das Auto, das sie zu Frenzels Wohnung brachte, fuhrschte: „Gefängnis!“ und es bupte davonjagend noch einmal in die dunkle Straße: „Gefängnis, Rädel!“ (Schluß folgt.)

Dr. Bruno Borchardt:

Strömende Elektrizität

Am 6. November sind gerade 150 Jahre verflossen, seit ganz zufällig eine Beobachtung gemacht wurde, von der die Entdeckung der strömenden Elektrizität, des elektrischen oder galvanischen Stromes, ihren Ausgangspunkt nahm. Luigi Galvani (1737—1788), ein Mediziner, der damals Professor der Anatomie an der Universität in Bologna war, hatte schon lange vermutet, daß der Sitz der sog. Lebenskraft, welche man zu jener Zeit allgemein als Ursache der besonderen Lebenserscheinungen annahm, in den Nerven und Muskeln der Lebewesen zu suchen sei. Als er an dem genannten Tage, vor genau 150 Jahren, einen Frosch zur näheren Untersuchung legte und die präparierten Schenkel auf seinem Arbeitstisch liegen hatte, machten ihn seine beiden Assistenten darauf aufmerksam, daß die Froschschenkel in eigenartige Zuckungen gerieten, sobald aus dem Konduktor einer Elektrifiziermaschine, die in einiger Entfernung auf dem Tisch stand, ein Funken gezogen wurde. Galvani kam sofort auf die Vermutung, daß sich hier die noch nicht ganz erloschene Lebenskraft befinde, die eine Verwandtschaft mit der Elektrizität habe. Er stellte nun eine große Reihe von Versuchen an, die er mehrfach veränderte, so setzte er die Froschschenkel der atmosphärischen Elektrizität aus und bemerkte ihr auffälliges Zucken bei jeder elektrischen Entladung im Blitz und sogar auch, wenn dunkle Wolken vorüber zogen, ohne daß es zu einer Entladung durch ein Gewitter kam. Da auch als er sie mittels eines Drahtes an dem Gitter seines Balkons aufgehängt hatte, bemerkte er die gleichen unmerklich elektrischen Zuckungen, wenn der Wind ihre Enden zufällig in Berührung mit dem Gitter brachte. Die Verwandtschaft der Lebenskraft mit der Elektrizität schien ihm nun unzweifelhaft, zumal er später noch die Entdeckung machte, daß gewisse Tiere, vor allem der Zitterrochen, in ständiger, elektrischer Schläge auszuweichen.

Die älteren unter uns erinnern sich wohl noch des Aufsehens und der Aufregung, die vor 34 Jahren die ganze Welt erfaßte, als die Entdeckung Voltas bekannt wurde; Berufe und Unberufene, Fachleute und Laien wiederholten überall die merkwürdigen Versuche. Wehnlich mag das Aufsehen gewesen sein, das die Beobachtungen Galvanis seinerzeit erregten, die nun auch überall wiederholt wurden. Dabei bemerkte Alessandro Volta (1745—1827), der damals Professor der Physik in Pavia war und schon verschiedene Erfindungen zur Verstärkung elektrischer Wirkungen gemacht hatte, daß zum Zustandekommen der Zuckungen der am Gitter aufgehängten Froschschenkel erforderlich ist, daß der zum Aufhängen benutzte Draht und die Gitterstäbe aus verschiedenen Metallen bestehen. Er suchte daher den Sitz der Kraft, welche die Elektrizität in Bewegung setzt, die sich dann in den Froschschenkeln ausgleicht, nicht in den tierischen Muskeln und Nerven, sondern an der Berührungsstelle der beiden Metalle, und sprach von Berührungselektrizität oder zu Ehren des ersten Beobachters von galvanischer Elektrizität, obgleich dieser die von seiner Auffassung abweichende Erklärung geradezu als persönliche Beleidigung aufnahm und in bitterster, ungeschlicher Weise bekämpfte. Aber Voltas Auffassung errang allgemeine Anerkennung, als es ihm gelang, auch ohne tierische Präparate bei Berührung zweier Metalle die Entstehung von Elektrizität nachzuweisen und die Wirkung noch erheblich zu steigern, indem er zwischen Plattenpaare aus Kupfer und Zink noch flüssigkeitsgetränkte Flüssigkeiten einschob; der die Enden verbindende Draht wurde dann von einem galvanischen Strom durchflossen — an dieser Bezeichnung hielt Volta trotz seiner Bekämpfung durch Galvani fest und sie hat sich auch bis heute erhalten.

Allerdings hörte der Strom nach kurzer Zeit auf, denn die vielen zur „Säule“ aufeinander geschichteten Platten preßten die Flüssigkeit aus dem Fäß heraus, die dann an der Säule entlangfließt, so daß in ihr selbst der elektrische Ausgleich erfolgen konnte. Aber auch, als die Platten in Becher getaucht und zur Verstärkung der Wirkung mehrere solcher Becher zu einer Voltaschen „Kette“ oder „Batterie“ vereinigt wurden, nahm der galvanische Strom in dem die Enden verbindenden Draht an Stärke rasch ab und erlosch bald völlig. Die Flüssigkeit spielt eben nicht einfach die Rolle eines Leiters der Elektrizität, wie Volta glaubte, sondern erleidet beim Durchgang des Stromes chemische Veränderungen, die einen Gegenstrom hervorrufen. Der chemischen Vorgänge, die sich an den Berührungsstellen von Metall und Flüssigkeit abspielen, sind, wie wir heute wissen, sogar die Ursache der ganzen Erscheinungen, der Sitz der elektrisierbewegenden (elektromotorischen) Kraft ist nicht die Berührungsstelle der Metalle, wie Volta glaubte, sondern die Berührungsstelle zwischen Metall und Flüssigkeit.

Doch das gehört schon zu der weiteren Entwicklung, die sich an die erste Beobachtung Galvanis angeschlossen und in 1/2 Jahrhunderten zu so großartigen Ergebnissen geführt hat — ich erinnere nur an Telegraphie, Telephonie, Rundfunk —, an die weder Galvani noch Volta auch nur entfernt denken konnten. Doch ändert das nichts an dem Ehrenplatz, den sie mit Recht in der Geschichte der Wissenschaft und damit in der Geschichte der Menschheit einnehmen.

Kurt Rudolf Neubert: Frenzel rettet Müller . . .

Es war sechs Uhr. Geschäftsschluss für das Privatbankhaus. Im Zimmer des Chefs wurde noch in einer Neugründungssache verhandelt. Mehrmals lang seine Stimme auf: „40 Proz.“

Am Kassenraum sah der Kassierer Frenzel noch vor den Büchern. Müller, auch „Kleiner“ genannt, Buchhalter mit 150 M. Monatslohn und einem etwas zerfahrenen Wesen, besonders in der letzten Zeit, räunte seinen Schreibtisch ab und griff nach dem Hut.

Frenzel sah auf. „Kleiner!“ sagte er, „bleiben Sie mal, ich habe mit Ihnen zu reden.“ Der junge Mann wurde blaß.

„Müller!“ fuhr der Kassierer fort, „ich habe in Ihrer Abwesenheit auf Ihre Stempelmarkenliste kontrolliert, es fehlen fünfhundert Mark.“

Der „Kleine“ sah noch blässer aus, zum Befahren. Der Kassierer zündete sich jetzt eine Zigarette an. Er nahm einen tiefen Zug, dann sagte er: „Müller! Sie haben die fünfhundert Mark unterschlagen!“

Müller machte den Mund auf, brachte aber nur ein Ballen zustande. Frenzel wollte wieder etwas sagen, da klingelte das Telephon. Es war Fräulein Klara Hegler, Frenzels Freundin, die hin und wieder anrief.

Müller kam langsam in sich zusammen. Diese Minute des Gesprächs war wie die Qual des Fegefeuers. Gleich würde der Kassierer den Hörer auflegen, sich umdrehen, noch einmal an der Zigarette ziehen und dann . . .

„Auf Wiedersehen!“ sagte der Mann am Telephon. „Und vergiß nicht: Morgen um acht! Auf Wiedersehen!“

Er pöste schweigend auf seinem Stuhl.

Müller konnte es nicht mehr ertragen. Er kniffte.

Der Kassierer drehte sich wieder zu ihm hin, sah ihn von oben bis unten an und blinzelte langsam den Mund: „Es tut mir leid, Müller, ich muß den Chef Mitteilung machen . . .“

Müller ließ den Kopf ganz tief auf die Brust sinken. Der Kassierer stand jetzt auf, ging in seinem Versteck hin und her, die Hände aus dem Rücken und überlegte. Aus dem Zimmer des Chefs lang wieder die Stimme: „40 Proz.“

Frenzel klappte plötzlich seine Bücher zu, büffelte seinen Rock, nahm den Hut vom Haken und Müller am Arm: „Kommen Sie mit, Müller, wir gehen ein Stück. Sie müssen mir alles erzählen. Wir müssen mal sehen . . .“

Müller folgte ergeben. Mit einer ganz kleinen, fernen, müden Hoffnung.

Sie gingen eine Weile schweigend durch die Straßen der Gäß. Aus den Kontoren und Warenhäusern drängte sich der Strom der Heimkehrenden in die Autobusse und Straßenbahnen, er floß unruhig nieder in die Schächte der Untergrundbahnen und tropfte dunkel mit dumpfem Wurmeln durch die Drehtüren in die Caféhäuser. Die Lichtreklame an den Häuserfronten zuckte, flammte, bohrte sich in die Hirne der Vorübergehenden. Weniger grell, aber zündend, zuckte die Liebeslichtreklame aus den Augen der Friedriehsstadtfrauen.

Vor einem Lokal blieb Müller plötzlich stehen. Er hob den Kopf, als wollte er reden, losbrechen mit schweren Geständnissen, aber er ließ den Kopf wieder sinken und sagte nur leise: „Hier war es!“

Sie gingen in das Lokal.

Frenzel lächelte ein wenig verächtlich. Es war ein ganz gewöhnliches Lokal mit kleinen billigen Mädchen.

„Kleiner!“ sagte der Kassierer, als sie Waj genommen und Bier bestellt hatten, es war ein sonderbarer Vorwurf in seiner Stimme: „Und hier haben Sie sich unglücklich gemacht! Hier sind Sie nach Büroschluss gelandet, weil Sie verwirrt waren vom Leben der Straße, ausgehungert nach einem Erlebnis. Hier haben Sie ein angealmtes, primitives Mädchen auf dem Schoß gehabt und Wein bestellt, schlechten Wein. Und der Ober hat Herr Direktor zu Ihnen gesagt, das hat Ihnen geschmeichelt. Klingt anders als „Kleiner!“ Und Sie haben der Blumenfrau etwas abgekauft und dem Schokoladenmädchen und eine neue Flasche Wein bestellt, schlechten. Und es war ihr letztes Geld, mit dem Sie noch den halben Monat zahlen sollten. Aber Sie sind immer wiedergekommen. Warum, Müller? Wofür, Müller?“

Der Jüngere konnte nicht antworten, ihn nicht ansehen. Das Bier vor ihm schaltete ab. Unberührt. Es roch ringum nach schlechten Zigaretten, Bier und Puder.

„Ober! Zahlen!“ rief Frenzel angewidert.

Auf der Straße blieb Frenzel stehen, sah nach der Uhr, sah nach Müller, der ein gänglich ausdrucksloses, unbeteiligtes Gesicht hatte, als hätten ihn schon zehn Monate Haft ausgezogen. Frenzel winkte einem Auto, mit einer Weite, die Müller auffiel, weil sie gar nicht dem gewöhnlichen Frenzel gehörte, sondern einem Manne, dem der richtige Sitz der Kräfte eine Lebensfrage ist und das Winken nach einem Auto eine lässige Gewohnheit. Beide stiegen ein. Frenzel nannte ein Lokal im Westen.

„Wie schön!“ dachte Müller im Auto. „Wie fremd und schön! Zum Berrücktworden schön, weil man es nicht gewohnt ist. Mit 150 Mark im Monat!“ Die Lichter der Straße huschten wie Funken an den Fenstern des Autos vorüber, an Kreuzungen mußten sie halten mit anderen Wagen. Privatlimousinen, darin saßen schöne, lächelnde Frauen in hochgeschlagenen Pelzen.

Müller dachte: „So eine für heute und dann 'ne Angel ins Hirn. Was bleibt einem anders übrig?“

Frenzel sah im Auto mit der Konchalance des Chefs und mit seinem Bonkonto. Müller sah ihn von der Seite an. Was hatte der wohl vor? Aber ihm war alles egal. In diesem Auto, vor diesem Lokal, das sie jetzt betraten, in dieser verwirrenden Lichterfülle und Jazzhölle, vor diesen fremden, interessanten, sinnlichen Frauen, alles war ihm jetzt egal, es gab für ihn nur noch diese Nacht.

Müller wunderte sich auch gar nicht mehr: Frenzel schien hier bekannt zu sein. Der Geschäftsführer begrüßte ihn. Frenzel nickte herablassend. Dann tranken sie einen Wein, der Müller schneller durch die Kehle floß, als er wollte. Er fühlte seinen Kopf heiß werden. Sein Atem ging rascher, unregelmäßiger. Wenn er auf das Parkett sah, wo man tanzt, verwischten die Gestalten vor seinen Augen in unruhigem Flimmern. Eine Frau lächelte Frenzel sehr vertraut an und dann den „Kleinen“. „Wah!“ dachte Müller. Er verzog seinen schlechten Anzug, das Bankhaus, die Stempelmarkenliste, die unterschlagenen fünfhundert Mark, das Rädel, das ihn damals die Nächte beunruhigte. Sogar den Kassierer vergaß er. Aber der sagte plötzlich neben ihm mit einer leisen, kalten Stimme: „Armer Kerl! Für einen Dreck haben Sie sich